37
2. Septemberheft 1963

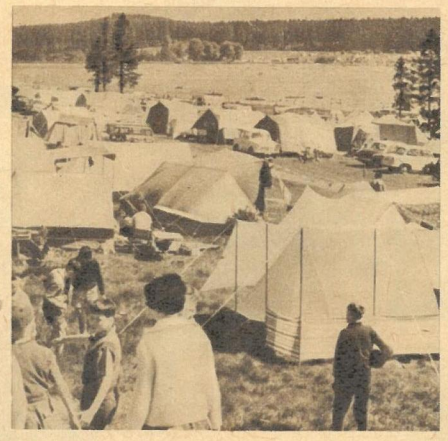
ZB
ZEIT IM BILD

MUSTERMESSE-MODE

Foto Hillmer

...und Ihre Meinung?

Flitterwochen vor der Ehe?



Eine große Menge Leserbriefe erreichte uns zu der Reportage „Flitterwochen vor der Ehe?" (zb 33). Die Skala der Meinungen reichte vom entschiedenen Nein bis zum Ja, letzteres allerdings mit Einschränkungen. Erfreulich ist, daß neben den Eltern auch Jugendliche in eigener Sache zur Feder griffen. Als allgemeine Tendenz ging hervor, daß bei diesem Thema nicht allein Vorschriften und Verordnungen des Gesetzgebers genügen, sondern daß eine vernünftige elterliche Erziehung und die Einstellung des Jugendlichen zu Staat und Gesellschaft die entscheidende Rolle spielen. Aus der Vielzahl der Zuschriften eine kleine Auswahl:

Wir würden empfehlen, neben jede Schule ein Entbindungsheim zu bauen und daneben eine Kinderkrippe, bis sich der Kreis auf dem Zeltplatz mit Flitterwochen vor der Ehe bei Vierzehn- bis Sechzehnjährigen wieder schließt. Wenn die Redaktion kein anderes Thema weiß, kann sie sich verglasen lassen. Wir Eltern haben Sorgen genug und wollen uns nicht noch damit befassen, wie wir unsere vierzehnjährigen Töchter davor behüten können, daß sie mit fünfzehn Mütter werden, und unseren sechzehnjährigen Söhnen beibringen können, daß sie nicht mit siebzehn Jahren Vater sind. Es wäre schlimm, wenn es für die Jugend keine andere Freizeitgestaltung als Flitterwochen vor der Ehe gäbe. Der Erotikrummel auf dem Zeltplatz genügt vollauf. Hier muß das Jugendschutzgesetz einen Riegel vorschieben.

Weber, Scheinert, Klimek, Großmann

Weil sich viele Eltern nicht mit dem Thema befassen wollen, befassen wir uns damit. Das Jugendschutzgesetz ist kein Antierotikum, das der Jugendliche in Tablettenform gegen den Sündenfall einnehmen kann.

Vielleicht wäre auch auf einem Zeltplatz eine richtige Aufklärung angebracht, da dies bei vielen noch nicht geschehen ist. Ein Erzieher würde sich bestimmt finden, der die Sache übernimmt und aufmerksame Zuhörer hätte. Dadurch wären die Jugendlichen nicht ihrer Freiheit beraubt, sondern handelten danach richtig.

Günter Rzehaczek, Kyritz, Institut für Lehrerbildung

Warum Aufklärung erst fünf Minuten nach zwölf?

Gelegenheit macht Diebe. Der junge Mann hat nicht genügend Selbstdisziplin, das Mädchen nicht genug Würde, und so verpfuschen sie sich durch gemeinsames Zelten ihr Leben. Daher bedarf es vorher ernstlicher Überlegungen.

Hildegard Lehmann, Frankfurt an der Oder

Wir können die von Ihnen so pessimistisch ausgemalte Angelegenheit nicht mit Hurra begrüßen; wir sind der Meinung, daß sich die Jugendlichen damit nicht ihr Leben verpfuschen. Denn dies ist im Sozialismus ziemlich schwer.

Selbstverständlich sollte man nur mit dem Partner zelten, den man längere Zeit kennt und zu dem man Vertrauen hat. Man lernt sich während dieser Zeit besser kennen und kann durchaus gut schlußfolgern. Aber das gemeinsame Zelten von Jugendlichen unter sechzehn Jahren lehne ich grundsätzlich ab.

Elisabeth Naumann, Stewardeß

Wir Angehörigen der sozialistischen Touristenvereine der zwanziger Jahre sorgten unter uns selbst, ohne die Erwachsenen, für Ordnung und sozialistisches Verhalten zwischen den Jugendlichen. Wer nach mehrmaliger Rücksprache sich diesen sozialistischen Gesetzen nicht fügen wollte, wurde aus dem betreffenden Jugendbund ausgeschlossen. Und so sollte auch heute die FDJ die Verantwortung über die aufgeworfenen Fragen übernehmen.

Fritz Hohnstädter, Adersleben

Wir bitten die FDJ um Stellungnahme.

Meine Meinung zu diesem Thema ist die: Wenn die Eltern ihre Kinder rechtzeitig aufklären und nicht mit heiklen Sachen, die sie ja in Wirklichkeit auch nicht sind, hinter dem Berg halten, können sie Sechzehn- bis Achtzehnjährige ruhig zelten fahren lassen. Vertrauen und gegenseitige Offenheit sind alles.

Lilo Ahrens, Halberstadt

Auch ich bin ein Campingfreund und habe mit Interesse Ihren Beitrag gelesen. Eine Patentlösung dieses Problems wird es wohl nicht geben. Wenn sich zwei junge Menschen gut kennen und sich lieben, dann sollten sie ihre Ferien ruhig unter einem Zeltdach verbringen. Sie lernen dadurch auch Charakterseiten der Freundin oder des Freundes kennen, die sie sonst nicht entdecken würden. Eine Zeltgenehmigung der Eltern für Jugendliche unter sechzehn Jahren kann ich nur begrüßen. Daß auch Erwachsene auf den Zeltplätzen Krach machen, ist keine Seltenheit.

Fritz Leonhardt, Leipzig

Ich finde es großartig, daß Du uns die Frage „Flitterwochen vor der Ehe?" vorlegst. Mich interessiert schon lange, wie andere Mädchen und Jungen in meinem Alter über diese Frage im Camping denken. Ich war in diesem Jahr drei Wochen zelten und habe von der Zeltplatzordnung eigentlich nicht viel zu sehen bekommen. Sie hing zwar am Eingang zum Zeltplatz aus, aber ich glaube nicht, daß sich viele die Mühe gemacht haben, sie zu lesen. Ich habe zusammen mit meiner Freundin gezeltet. Wir sind beide siebzehn Jahre und glauben, daß in diesem Alter jeder wissen muß, was er tut. Mit meinem Freund würde ich nur dann zelten, wenn wir uns wirklich schon Gedanken über unsere Zukunft gemacht hätten. Es gibt auf jedem Zeltplatz leider viele Jungen, die glauben, auf freier Wildbahn zu sein. Ich bin der Meinung, daß Jungen und Mädchen unter sechzehn Jahren nicht zusammen zelten sollten. Für Vierzehn- bis Sechzehnjährige dürften doch Zeltplatzflitterwochen am allerwenigsten das Richtige sein. Darum also ruhig eine stärkere Zeltplatzkontrolle. Für mich steht fest, daß ich auch 1964 meinen Urlaub im Zelt verbringe.

Brigitte Wahl, Sangerhausen

Wir wünschen schon jetzt eine gute Erholung.

Gegen das Zelten ist nichts einzuwenden. Wenn man sich liebt und sich lange genug kennt, ist es für beide Partner eine große Prüfung. Man soll sich noch näherkommen und die verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten kennenlernen, sich gegenseitig achten und Vertrauen zueinander finden. Meines Erachtens bekommen dadurch Flitterwochen vor der Ehe eine Form der gegenseitigen Achtung und Liebe.

Christian Schierz, Waldenburg.

Die Schaffung gesetzlicher Verbotsnormen halte ich nicht für richtig. Wir als Eltern haben vielmehr die Pflicht, unsere Kinder zu verantwortungsbewußten Menschen zu erziehen. Dazu gehört die notwendige Aufklärung der Jugend, dazu gehört die bewußte Hinlenkung auf das Berufsziel als späteren Lebensinhalt. Und schließlich gehört dazu auch die Warnung vor den auftretenden Gefahren in der Jugend, die später Unglück an Stelle von Glück bringen. All das muß in kameradschaftlicher Weise erfolgen. Wir haben als Erziehungspflichtige nicht das Recht, unsere Verantwortung auf andere Instanzen abzuschieben. Das in Ihrer Reportage erwähnte Rezept Nummer 1, Vorleben, halte ich für das A und O in dieser Frage. Selbst Vorbild sein ist schon die sichere Gewährleistung einer guten Erziehung. Eine sinnvolle Zeltordnung, der sich mit Aushändigung des Zeltscheines alle unterwerfen müßten, würde dieses Problem in entsprechender Form ergänzen. Dazu kommen die positiven Einflüsse durch Schule und Jugendverband.

H. Schmitt, Wernigerode

Das ist auch unsere Meinung. **Die Redaktion**

telegramme

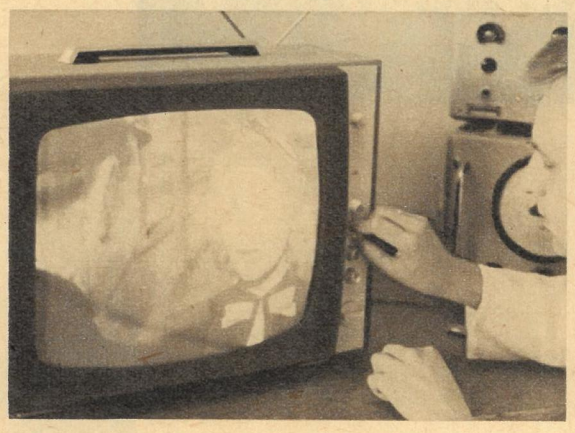
Kandidat und Wähler

Kollektiv aus dem VEB Kamera- und Kinowerke Dresden schlug Genossen Grotewohl als Kandidat für die Volkskammer vor. Fünffache deutsche Turnmeisterin Birgit Radochla wählt zum ersten Mal. – Bewegt dankte Ministerpräsident Otto Grotewohl seinen

Freunden und Genossen aus dem weltbekannten Werk, besonders aber der Brigade „Aspektomat 300", die seine Kandidatur vorschlug, und rief ihnen zu: „Es ist mein Wunsch, jedem zu sagen: Dein Leben hat erst einen Zweck, einen Wert, wenn du sagen kannst, daß du dein Bestes für unsere große Sache gibst." – Für die achtzehnjährige Meisterin des Sports (links) öffnet sich zum ersten Mal das Wahllokal. Sie nennt es selbstverständlich, ihren Förderern, den Kandidaten der Volkskammer, zur Volkswahl am 20. Oktober ihre Stimme zu geben.

Messeschlager aus Radeberg und Berlin

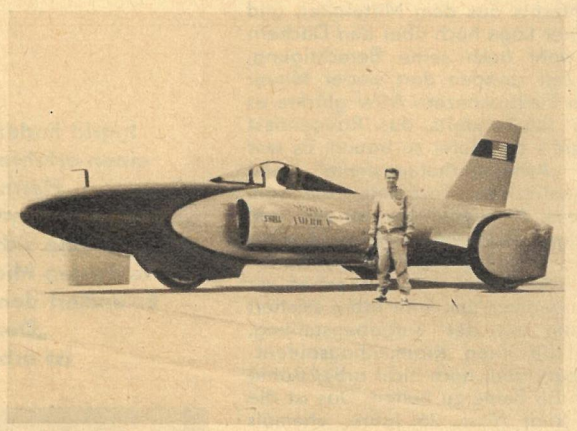
„Turnier 34" mit 47-Zentimeter-Rechteckbildröhre kam aus dem volkseigenen Rafenawerk zur Leipziger Herbstmesse. VEB Berlin-Kosmetik bietet zum Braunwerden ohne Sonnenbrand neue Sonnenschutzmittel. – Radebergs Konstrukteure sind nicht untätig



geblieben. Ihr neues Gerät in einem stoßsicheren Stahlblechgehäuse mit Kunststoffbezug stellte sich seinen Interessenten aus dem In- und Ausland vor. Seine Maße: 52 mal 40 mal 33 Zentimeter. Das Gewicht beträgt 20 Kilogramm. Wesentlich leichter hatten es die Kolleginnen des Berliner Betriebes. Sie nutzten in diesem Sommer ausgiebig die Gelegenheit, ihre neue Palette „Schutzöle, Emulsionen, Creme und Gelees" mit Erfolg zu testen. Ihr Schlager aber ist ein Sonnenschutz-Spray in einem praktischen Zerstäuber aus Aluminium.

Jagd um Kopf und Kragen

Craig Breedlove überstand Jagd nach Sensation und Dollar. Erzielte Geschwindigkeitsweltrekord auf dreirädrigem „Spirit of America". Wenig Glück dagegen hatten englische Touristen. – Der Salzsee bei Bonneville im USA-Staat Utah stand erneut im



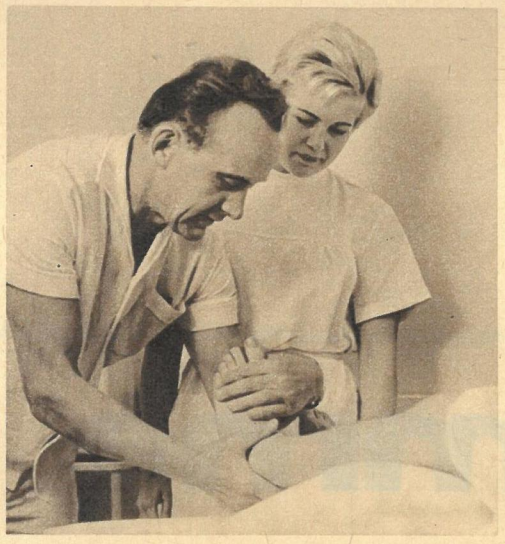
Mittelpunkt einer sinnlosen Weltrekordjagd. Breedlove riskierte mit seinem mehr einem Düsenjäger ähnelnden Rekordprojektil bei einem Stundenmittel von 656,5 Kilometern Kopf und Leben. Glück gehabt! sagte sich der sechsundzwanzigjährige Amerikaner, dem allerdings nicht jener Leitungsmast im Wege stand, um den sich der von englischen Touristen gesteuerte Personenwagen bei Frankfurt am Main „wickelte". Ein Insasse erlag den Folgen des Unfalls, der durch überhöhte Geschwindigkeit verursacht wurde.

Fotos: Zentralbild/dpa/AP

Einmalig und entschlossen

Hunderttausende am Marsch nach Washington beteiligt. Geschichte Amerikas kennt zahlreiche Bewegungen der Neger für ihre Bürgerrechte. Für „Arbeit und Freiheit!" hieß die Losung. – Die ersten Meldungen übertrafen die kühnsten Erwartungen. Nicht

35 000 wie 1957, sondern nahezu 200 000 farbige und weiße Amerikaner zogen vom Washington-Platz zum Denkmal des Sklavenbefreiers Abraham Lincoln und forderten Freiheit und Rassengleichheit, das Recht auf Arbeit und gleiche Bezahlung. Aus Washington ging der Ruf hinaus in die Welt, der Rassenverfolgung überall ein Ende zu bereiten. Washington ist auch die Stadt, in der die Neger unter weit schlimmeren Bedingungen leben als ihre Brüder in den Slums von New York oder in der berüchtigten Skid Row von Chikago.



MIT INGRID KRÄMER IM RAUPENNEST

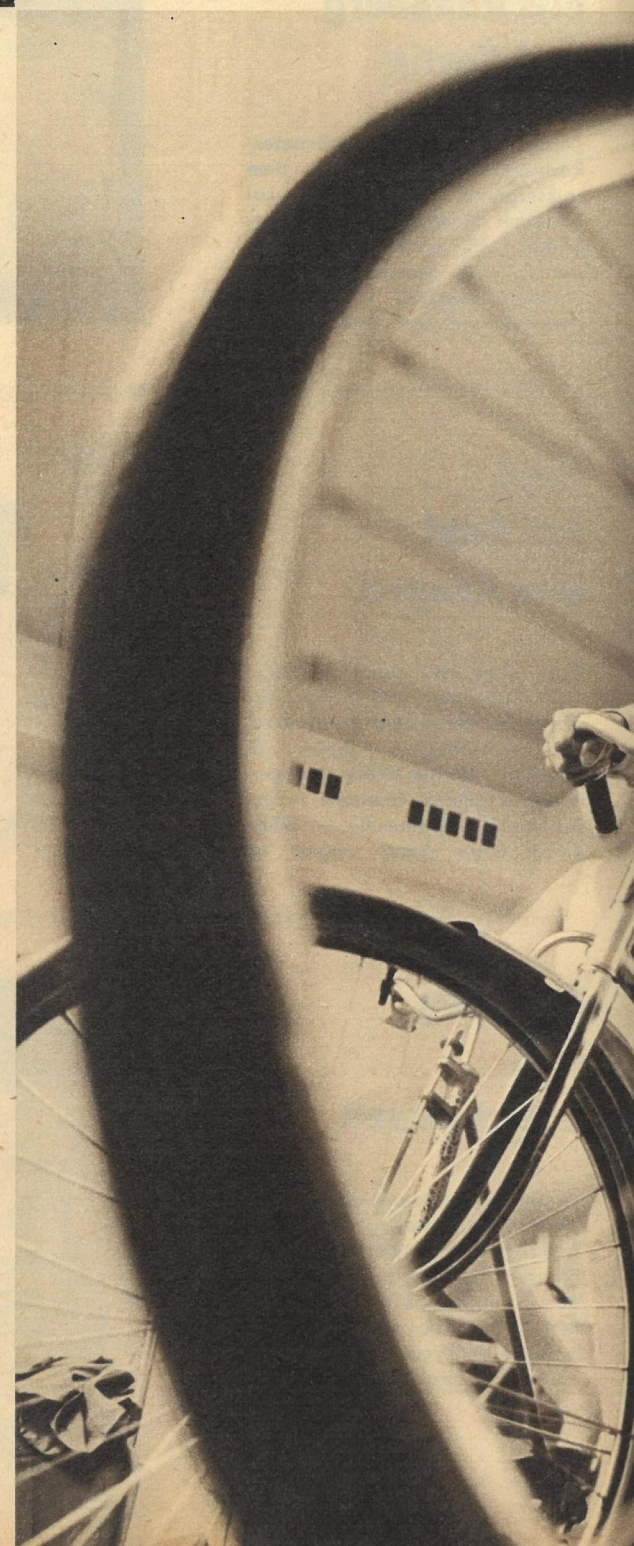
GESCHICHTEN UNTERM VUGELBEERBAAM
ERLEBTES ERZGEBIRGE ZWISCHEN GESTERN UND MORGEN
(III)

So paradox es klingen mag, es gibt ein Papierchen, das die mehrfache Meisterin Ingrid Krämer offiziell als Lehrling bezeichnet. Und daran ist durchaus nichts geflunkert. Ingrid selbst hat dieses Dokument unterschrieben: ihren Ausbildungsvertrag. Physiotherapeutin wird sie in drei Jahren in die Spalte „Erlernter Beruf" schreiben. Vorläufig jedoch gilt auch für sie das Sprichwort „Lernjahre sind keine Herrnjahre!", und daß der Lehrling Ingrid Krämer gut arbeitet, beweist der Prüfungsdurchschnitt von 1,6 im ersten Lehrjahr. Aber nicht der prominente Lehrling, sondern das Unfallsanatorium soll hier im Mittelpunkt stehen, als Beispiel nur einer sozialen Einrichtung am Wege unserer Reise durch das Erzgebirge.

„Raupennest", das klingt beinah wie der Sitz eines Rittergeschlechts aus dem Mittelalter, und der hätte bei seiner Lage hoch über den Dächern von Altenberg wohl auch seine Berechtigung, aber zu dieser Zeit standen dort weder Mauer noch Zinne. Dem Elektrokonzern ASW glückte es am Anfang des Jahrhunderts, das Raupennest für einen Spottpreis als Hotel zu bauen. Es war auch zeitweise „Arbeitererholungsheim", und zwar für hochqualifizierte Fachleute, die vom Konzern auf diese Art gebunden wurden und sich der Masse der Fabrikarbeiter gegenüber als sehr brauchbares soziales Aushängeschild erwiesen. Doch lassen wir die Historie, sehen wir uns heute im Raupennest um. Fünf Jahre existiert dieses Sanatorium mit der Aufgabenstellung, Unfallverletzten, die ihren Krankenhausaufenthalt beendet haben, aber noch nicht arbeitsfähig sind, wieder auf die Beine zu helfen. Das ist die Geschichte des Rudi Nast, 26 Jahre, ehemals Kraftfahrer: Rudi sprang vor vier Jahren im Schweriner Freibad kopfüber ins Nichtschwimmerbecken, brach sich dabei einen Halswirbel und erlitt eine Querschnittslähmung. Über neun Monate brachte er im Krankenhaus zu. Dem Verzweifeln nahe, weil ihm die Beine nicht gehorchen wollten, schleppte er sich mühsam auf Krücken vorwärts. 1961 kam er das erste Mal ins Raupennest. Hier sagte man ihm einen Satz, der sonst bei uns sehr unpopulär ist: „Jeder ist sich selbst der Nächste!" Rudi Nast lernte dieses Wort begreifen, er lernte, was Willenskraft ist, er besiegte sich selbst und lernte wieder laufen. In diesem Jahr ist er zum dritten Mal im Sanatorium, aber er geht nur noch mit einem Stock, und den will er auch bald los sein. Er kennt sie alle im Raupennest, die ihm halfen, das Lachen wieder zu lernen, Freude über jede neue Bewegung zu empfinden. Dieser junge Mann wird seinen Helfern dankbar die Hand drücken, wenn er wieder arbeiten darf.

So verbergen sich Schicksale hinter den Mauern dieses Hauses, die nicht mit Medikamenten und

Ingrid findet im Raupennest einen erfahrenen Lehrmeister: Herrn Keppler. „Zum Krankengymnasten gehört mehr als nur eine sichere Hand!" (oben). Die schönsten Minuten des Dr. Seidler. Er diktiert den Abschlußbefund: „Der Patient ist arbeitsfähig."

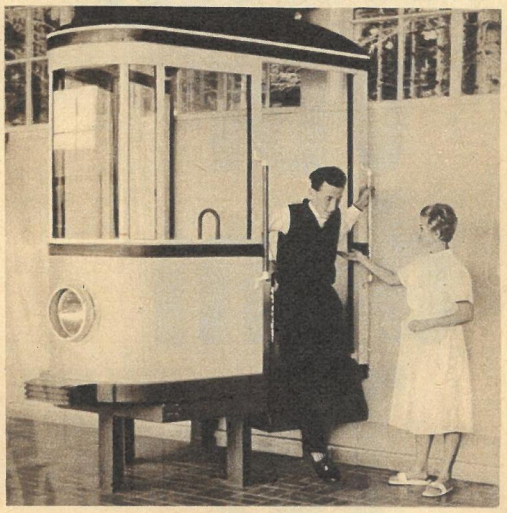


auch nicht allein durch die bloße klinische Behandlung zu heilen sind. „Das Sanatorium steht und fällt mit dem Behandlungspersonal", erklärt der Verwaltungsleiter. Und wer verbirgt sich hinter diesem Neutrum „Personal"? „Der Chefarzt Dr. Seidler, dann wir", sagt der leitende Krankengymnast, Herr Keppler. Der Arzt nennt diese Reihenfolge genau umgekehrt, nicht aus Höflichkeit, mit betonter Hochachtung, das spürt man. Es gibt eine kleine Begebenheit, die diese enge Verbundenheit in der Arbeit symbolisiert: Beide, Dr. Seidler und Herr Keppler, sammelten zur Kartoffelernte in einen Korb. Sie trieben sich gegenseitig zur Eile an und ließen im Tempo auch nicht nach, als sie weit an der Spitze lagen. Aber jeder dachte vom anderen das gleiche: Der wird wohl nie müde?

Ein Sanatorium kennt keine Produktionszahlen und keine Exportziffern, aber 70 Prozent aller Patienten verlassen das Haus arbeitsfähig. Sie gehen wieder in die Produktion. Die 800 Mark je Patient und Kur müssen doch nützen, so rechnet auch Dr. Seidler, denn schließlich macht das im Jahr beinahe eine Million an Selbstkosten aus. Die Behandlung, so vielseitig und abwechslungsreich sie auch ist, wird ständig verfeinert, die Einrichtung des Hauses erweitert. Noch fehlt das dringend benötigte Schwimmbad, noch ist die Zusammenarbeit mit den chirurgischen und orthopädischen Kliniken nicht umfassend genug, aber diese Menschen haben von sich aus alles getan, daß Hunderte die Freude am Leben wiederfinden. Freude und Arbeit sind eine produktive Einheit. Hier findet man sie: vom Arzt, von den Krankengymnasten, von den Schwestern. Nicht meßbar in Kilogramm und Meter, aber in Zuversicht, Lebensbejahung, Leistungsvermögen und Gesundheit. Sprechen wir auch von diesen Erfolgen in der Oktoberbilanz!

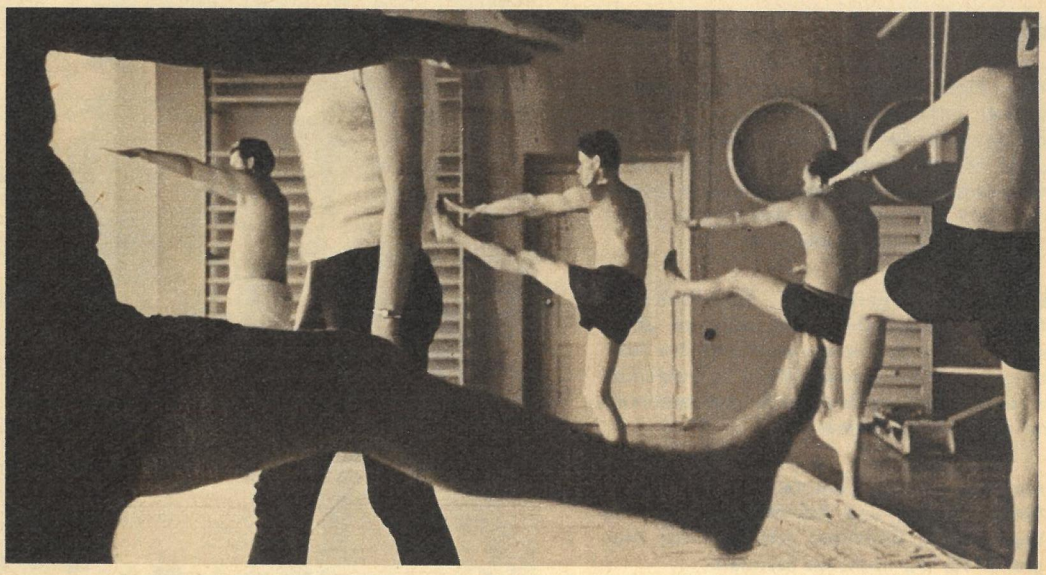
Fotos Eberhard Buschmann / Text Günter Junggebauer

Vielseitig ist die Behandlung im Raupennest. Oben die von Dr. Seidler entwickelte Gehschule, die über groben Schotter, Pflastersteine, über verschieden hohe Stufen bis zum komplizierten Ein- und Aussteigen bei der Straßenbahn reicht. Rudi Nast schafft die Strecke, Ingrid Krämer gibt Hilfestellung. Im allgemeinen wird jeder Patient individuell behandelt: Elektrisieren, Unterwassermassagen, Bewegungsübungen, Bäder, Trockenmassage. Die Gruppengymnastik (unten) oder das Radfahren sehen zwar einfach aus, aber mit kranken Gliedern muß man alles neu erlernen.



LESEN SIE IN UNSEREM NÄCHSTEN BEITRAG:

DAS SPITZENHEMD DER KÖNIGIN



BESUCH BEI
MANFRED KAISER,
DEM
„FUSSBALLKÖNIG DES JAHRES"

Der vierte Mann vor dem Tor

Die Fotos von oben nach unten:

Kein Platz für den Ball. Manfred Kaiser (oben, ganz rechts) und seine Freunde decken das Tor (aus DDR–Ungarn, 0:1). „Das nächste Europapokalspiel wird sicher schwieriger als die beiden Kämpfe gegen die ČSSR. Wir sind keine Außenseiter mehr; die Ungarn nehmen uns ernst."

Beliebt und gefürchtet: Fußballakrobat Manfred Kaiser (Mitte) ist nicht zu übersehen. Seine Spielweise verschafft ihm Achtung und Anerkennung. Wenn es gefährlich wird, leuchtet sein blonder Schopf bestimmt im dicksten Gewimmel auf.

Am Ort großer Kämpfe: Wismut-Trainer Armin Günther und Altinternationaler Karl Wolf (rechts, Bildmitte) erläutern das Programm für die nächsten Stunden.

Am Eckhaus leuchten einige buntgemalte Figuren über der verschlungenen Jahreszahl 1606. Genau gegenüber, im ältesten Teil Geras, wohnt Manfred Kaiser, 34 Jahre alt, Läufer in 28 Länderspielen, Fußballer des Jahres. Manfred studierte gerade Strategie und Taktik mit familieneigenem Fußballnachwuchs. Bei 3:2 für Matthias (acht Jahre) gab der Vater auf: knapp und unverdient geschlagen! Sein Kommentar: „Tore entscheiden! Man muß Niederlagen mit Würde tragen. Auch unsere Nationalmannschaft hat sich spät, aber dennoch hochgerappelt."
Der kleine Tisch im großen Wohnzimmer, eingeschlossen von einem gewaltigen Kachelofen und der Wand mit Fußballerinnerungen, brach fast zusammen. Rund zwei Dutzend Fotoalben erzählen von einem Dutzend Fußballjahren. Von Auslandsreisen, von Spielen gegen berühmte Mannschaften, von unzähligen Erlebnissen mit Land und Leuten. In diesen Alben steckt ein großer Teil der knappen Freizeit des Fernstudenten, Fußballspielers, Kaufmanns und Familienvaters Kaiser. Leicht übertriebener Kommentar seiner (nebenbei bemerkt sehr hübschen) Frau: „Wir sehen Manfred nicht einmal, wenn er zu Hause ist. Stundenlang sitzt er, studiert seine Fächer für die Trainerprüfung an der DHfK, sortiert Bilder und schreibt Berichte. Und dann die vielen Briefe, besonders jetzt seit der Auszeichnung mit dem Silbernen Fußballschuh." Gera, Markt 10, scheint eine sehr beliebte Adresse für die Fußballfreunde unserer Republik zu sein. Hunderte Autogrammwünsche kommen, eine Schülermannschaft von Berolina

Familienvater Kaiser: Fußballduell im Kinderzimmer

Strahlau schreibt ständig, usw. usf. Einen sehr netten Brief erhielt Manfred vor kurzem: „Bitte, lieber Sportfreund Kaiser, schreiben Sie mir Ihre Meinung zum Frauenfußball. Ich sehe nicht ein, daß wir Frauen nur am Spielfeld stehen dürfen." Wahrscheinlich fiel dem Empfänger die Antwort nicht sehr leicht. Nach den üblichen Sätzen, wie: Fußball verlangt den Einsatz des ganzen Körpers, Fußball ist ein hartes, anstrengendes Kampfspiel, folgte ein empfehlenswerter Tip für alle Freundinnen des „Königs der Spiele". „Versuchen Sie es doch einmal als Schiedsrichter. Vor Frauen haben wir Männer immer Respekt. Sicher auch auf dem Fußballplatz." Als wir uns verabschiedeten, steckten unten im Postkasten wieder Briefe an den beliebten, hochgeachteten Wismut-Läufer. Ein Pionier schrieb: „Lieber Sportfreund und Fußballer des Jahres Manfred Kaiser . . ." Inzwischen bekam er sicher schon Antwort auf seinen langen Brief mit den vielen Wünschen. Popularität hat schließlich zwei Seiten. Vor allem verpflichtet sie nicht nur zu ständig guten Leistungen auf dem Fußballplatz.
Manfred Kaiser erlebte die Irrungen und Wirrungen unserer Fußballgeschichte von Anfang an mit. 1955 in Bukarest, beim allerersten Länderspielsieg (3:2), saß er noch auf der Auswechselbank. Bis 1959 spielte er dann in fast allen großen Begegnungen mit. Anschließend, nach der Berliner Niederlage gegen die unterschätzten Portugiesen, kam die große Pause. Die Trainer probierten ein neues Rezept, junge Leute sollten den Fußballkarren ziehen. Für den „alten", den 30jährigen Kaiser, war kein Platz. Zwei Jahre später siegte die Vernunft. Jetzt entschied nur die Leistung, ein anderes Dogma gab es nicht. Karl Wolf (39), Wismut Aues zweiter Trainer neben Armin Günther, kommentiert: „Wir machten bei uns die gleiche Periode durch. Vor der Saison 1957 schrieben die Zeitungen: ‚Wismut total überaltert.' Dann holten wir zum zweitenmal den Titel. Irgend etwas stimmte also offensichtlich nicht in der Theorie. Auch im internationalen Fußball läßt sich leicht nachweisen, daß eine gesunde Mischung von alt und jung allen Mannschaften am besten bekommt. Manfred erreichte seine Höchstform erst nach 30. Ich selbst spielte zum ersten Mal mit 32 Jahren in der A-Auswahl, und mein Bruder Siegfried ist trotz seiner 37 Jahre bei uns nicht zu entbehren."
Manfred Kaiser war früher ein guter Leichtathlet: 100 Meter 11,4 Sekunden, Weitsprung 6,40 Meter. In der Nationalauswahl, im 4/2/4-System, spielt er meistens den defensiven Läufer, den vierten Mann vor dem Tor. Seine Freunde schätzen an ihm das ständig gleichbleibend gute Spiel, die klare Übersicht, die sauberen Pässe, seine gute Mann- und Raumdeckung. Viele bekannte Stürmer waren schon seine Gegenspieler. Er zählte auf: Hanappi (Österreich), Iwanow (UdSSR), den schnellen, sehr starken Jugoslawen Secularac, Fritz Walter . . . Wie alle deutschen Fußballspieler, alle echten Sportsleute in beiden deutschen Staaten, verfolgt er mit Sorge die Olympiaverhandlungen. Sein Kommentar: „Hoffentlich kann sich der westdeutsche Fachverband gegen Dr. Daume und Dr. Wülfing durchsetzen, gegen die Vertreter der Bonner Politik im Sport. Das wünsche ich auch im Interesse der westdeutschen Spieler, die sich lange und ernsthaft auf die Entscheidungen vorbereiteten. Die Leute, die Herberger einen politischen Dummkopf schimpfen, haben auf die Dauer keine Chancen gegen den Willen der Sportler. Der Sport soll ein Politikum im guten Sinne bleiben, soll dem Verständnis und der gegenseitigen Achtung dienen, so, wie ich es auf den Fußballplätzen von 20 Ländern erleben konnte."

AUS DER ERINNERUNGSMAPPE:

Oslo denkt noch heute an das
tolle Schützenfest von 1958:
Mit 6:5 siegte Norwegen gegen die Elf
aus der DDR. Die dritte Begegnung
steht seit vier Jahren aus; NATO-Beschlüsse
verhinderten den
beiderseits gewünschten Vergleich.

Fotos: Berndt (2), Blutke (2) / Text: Günter Blutke

Der bisher größte Erfolg
für unsere Nationalmannschaft:
Vizeweltmeister ČSSR unterlag 1962
in Berlin und schaffte dann
in Prag nur ein karges 1:1.
Die nächste Runde wartet.
Sieg oder Niederlage?
Für Manfred Kaiser
auf jeden Fall ein Hotelaufkleber
aus Budapest!

SCHWEIZERHOF + BASEL

Wismut Aue
hält einen seltenen Rekord.
Im Europacup der Landesmeister
erzwang die Mannschaft
viermal ein drittes Spiel.
In Basel,
auf neutralem Platz,
unterlag Wismut 1960 gegen
Rapid Wien mit 0:1.

DER BAUER IST NICHT SCHULD

- IN WESTDEUTSCHLAND: Großhandel diktiert den Preis. Bauern müssen unabsetzbares Gemüse vernichten!
- IN WESTDEUTSCHLAND: EWG-Agrarpolitik als „Prüfstein" deutsch-französischer Freundschaft. Die Getreidepreise sollen auf Wunsch de Gaulles gesenkt werden.
- IN WESTDEUTSCHLAND: „Strukturbereinigung" sieht Ruin jedes zweiten Bauernhofes vor.

Wenn man über den Nordostseekanal übergesetzt hat und von Brunsbüttelkoog über St. Michaelisdon nach Wesselburen fährt, kommt man an riesigen Feldern vorbei, die mit Erbsen, Bohnen oder Kohl angebaut waren oder sind. Die Erbsenernte ist zwar vorbei, wer aber bisher seine Früchte noch nicht verkaufen konnte, findet vorläufig kaum Absatz. Die Konservenfabriken haben ihre Produktion jetzt auf Bohnen umgestellt. Wie lange noch? Besonders katastrophal ist die Lage im Kohlanbaugebiet rund um Wesselburen. Hier wurden in diesem Jahre bereits rund 80 000 Zentner Frühweißkohl vernichtet, das sind etwa drei Millionen Kohlköpfe. Warum? Weil die Großhändler den Preis bestimmen. Sie sind Verbündete Bonns, denn sie helfen mit, die Bauern zu ruinieren. So billig wie möglich vom Erzeuger, so teuer wie möglich über den Ladentisch! In Hamburg erzielen sie damit bis zu 700 Prozent Gewinn. Für die Bauern aber bieten sie weniger, als Arbeit und Schweiß in den Feldern steckt. Die Sauerkrautfabriken nehmen sogar von den durch Vertrag mit ihnen gebundenen Bauern keinen Kohl ab. Und Süddeutschland, einer der Hauptabnehmer? Hier ist selbst genug Kohl gewachsen. „zb"-Sonderkorrespondenten sprachen mit Dithmarscher Bauern über ihre Sorgen und Nöte. Sie alle sind der Meinung, daß es eine Sünde ist, Gemüse mittels Ringelwalze oder Scheibenegge direkt auf dem Feld zu vernichten, um Platz für die neue Aussaat zu schaffen. „Das gegenwärtige Wirtschaftssystem, das an die EWG gekettet ist, bringt uns nicht nur an den Rand des Ruins", sagen die Bauern, „sondern es bereitet auch stetig und unaufhörlich die Vernichtung unserer Existenz vor." Von der diesjährigen Gemüserekordernte merken die Hausfrauen in den Städten wenig.

Kommt man weiter nördlich, so steht noch Getreide auf dem Halm. Schwarz sieht es aus, und aus den Ähren wachsen zartgrüne Hälmchen. Wegen der ungünstigen Witterung konnten es die Bauern nicht bergen. „Gibt es so etwas auch in unserer Republik?" fragten wir uns. In Schleswig kauften wir uns „Die Welt". Zweimal mußten wir das lesen, was da in diesem großbürgerlichen Blatt stand, denn wir trauten unseren Augen kaum: „Selbst wenn der Erntenotstand, von dem man in Schleswig-Holstein spricht, überall in Deutschland (gemeint ist natürlich Westdeutschland; die Redaktion) verkündet werden müßte, würde die Not nicht einziehen ... es steht ja nicht alles auf dem Halm ... die vielen anderen pflanzlichen Produkte dürfen nicht vergessen werden ..." Das sei allerdings kein Trost für einen Landmann, der nun vielleicht zum zweiten-, dritten-, viertenmal die Hoffnung auf reichlichen und guten Ernteertrag schwinden sieht, bemerkt das Blatt. Aber „dies Mißgeschick müßte getragen werden, wie es seit eh und je das Los des Bauern gewesen ..." Kalt und brutal, wie die gesamte Bonner Politik, wird hier die Schuld den Bauern in die Schuhe geschoben. Das paßt so ganz in das Bonner Konzept, in absehbarer Zeit jede zweite Bauernwirtschaft zu ruinieren. „Strukturbereinigung" nennt man das. Unter den jetzigen Bedingungen, da außenpolitische Rücksichten gegenüber den USA und den EWG-Staaten angesichts der gegenwärtig für Bonn drohenden internationalen Isolierung weit schwerer als die bäuerliche Not wiegen, gibt es für die Bauern keinen Grund zur Hoffnung. Doch einen Ausweg gibt es auch für sie: Walter Ulbricht hat ihn in seinem 7-Punkte-Programm gewiesen, nämlich die Herstellung normaler und friedlicher Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten. Die Annahme dieses Vorschlages würde auch ihre Not lindern!

Im größten Kopfkohlanbaugebiet Westdeutschlands, in der Gegend um Wesselburen, herrscht Katastrophenzustand. Bereits drei Millionen Kohlköpfe mußten umgeackert werden. „Der Handel knechtet uns", sagen resignierend die Bauern. Ob der Spätkohl geht, ist fraglich. Die Sauerkrautfabriken haben Kohl zu billigsten Sommerpreisen gekauft, um ihn als Sauerkraut im Winter so teuer wie möglich auf den Markt zu bringen.

„Auf dem Lande rumort es. Beim Bauerntag in Hamburg kann es am 27. September zu explosiven Diskussionen kommen", schreibt „Die Welt". Aus den Zeilen dieses Monopolblattes spricht die Angst vor den Bauern, wenn es weiter heißt: „Die schwarzen Fahnen stehen bereit." Die westdeutschen Bauern haben es tatsächlich satt mit der Bundesrepublik. Mehrfach ist es schon zu machtvollen Aktionen und Kundgebungen gegen die verderbliche EWG-Politik Bonns gekommen.

Dithmarscher Landeszeitung

Neuer Heider Anzeiger

Unabhängige Tageszeitung für die holsteinische Westküste

Heider Anzeiger und Zeitung

Nr. 182 – Jahrgang 1963

Heide/Holstein, Donnerstag, 8. August 1963

Einzelpreis 20 Pfennig

Dithmarscher Heimat

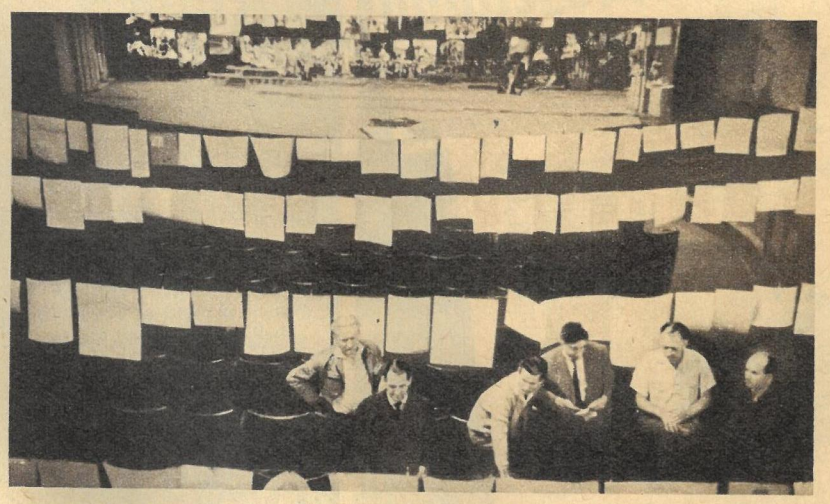
Drei Millionen Kohlköpfe umgeackert

Auch einzelne Sauerkrautfabriken nehmen die Abschlußware nicht ab — Prekäre Lage

Gruß aus dem Sommerlager

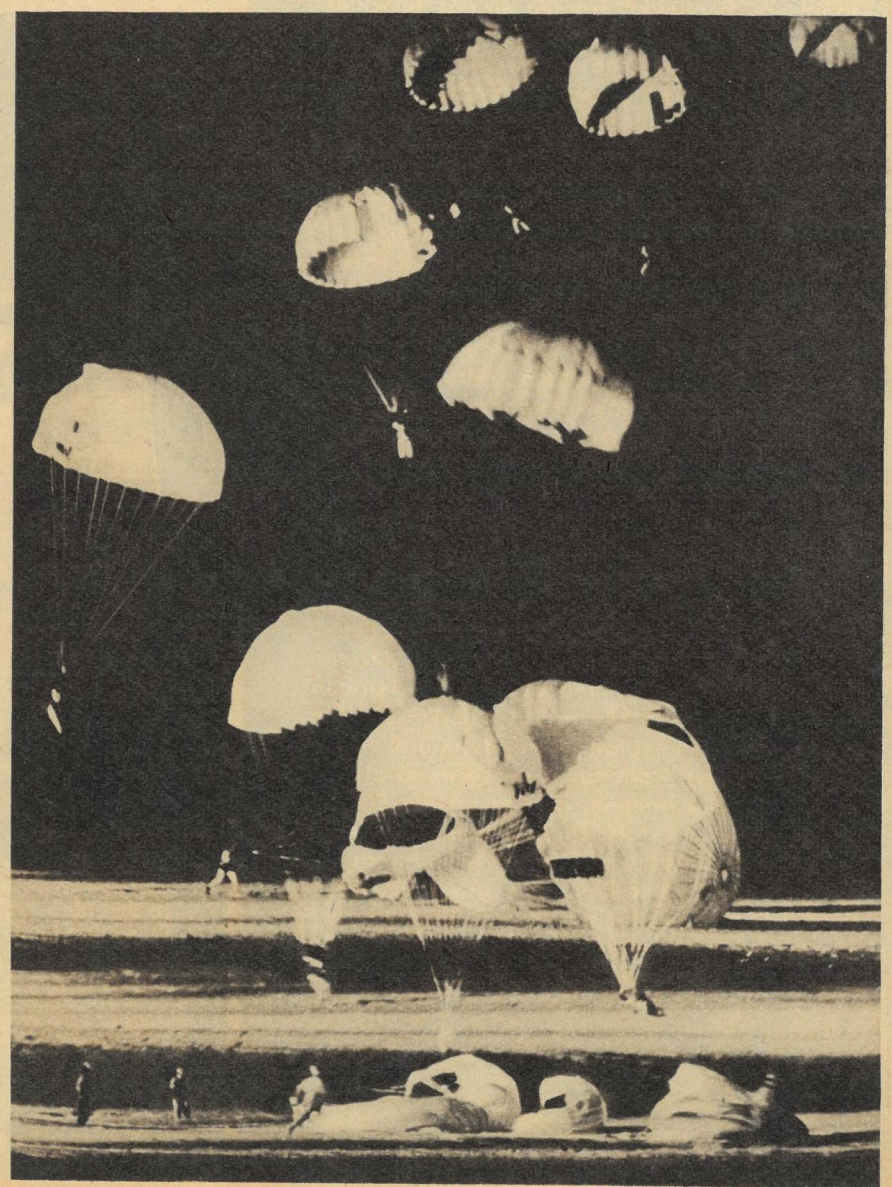
Selbst in ihren eigenen Zeitungen können sie nicht umhin, die Politik des senilen Agraramateurs Adenauer anzuprangern und zu orakeln, daß es auch unter Erhards Kanzlerschaft nicht besser werden würde. Die Dithmarscher Bauern, und nicht nur sie, wissen ein Liedchen davon zu singen, was es heißt, nach anstrengender Arbeit um den heißersehnten Lohn gebracht zu werden. „Die Bohnen wuchsen prächtig, aber absetzen konnten wir sie nur zum Teil!" (oben).

Die Bilderkisten der Pressefotografen erinnern immer an Familienalben. Das Selbstverständlichste wirkt erstaunlich; aus winzigen Babys werden Kinder mit der Schultüte und aus Kindern große, tüchtige Leute. Ein Bild vom ersten Spatenstich neben dem alten Gasthof „Schwarze Pumpe", drei Minuten später dicke rauchende Schlote, blitzende Werkhallen. „Schwarze Pumpe" heute; das Baby ist groß geworden! Pressefotografen werden oft „Chronisten unserer Zeit" genannt. Ihre Bilderkisten zeigen das Neueste. Der Beruf und die Verpflichtung ihres Berufes zwingen sie dazu. Wenn dem Neuesten von damals – damals heißt vor fünf, sechs, zehn oder auch vor zwei Jahren – inzwischen in den Bilderkisten ein Bart gewachsen ist, dann liegt das an unserer Zeit, am Leben, das nie stehenbleibt. Im Berliner „Haus der Presse" hing kürzlich ein Stück jüngster Zeitgeschichte über den Parkettstühlen. Knapp zweitausend Fotos aus den letzten zwei Jahren. Aufgenommen von Pressefotografen, Fotokorrespondenten und Amateuren. Hauptheld aller Bilder, dargestellt in ungezählten Variationen: Unsere Republik – ihre Bewohner, ihr Wachstum! Dreihundertfünfzig davon wird die I. Pressefotoschau der DDR zeigen. Sie alle, die angenommenen und die abgelehnten Bilder gehören zur großen Bilanz unseres Lebens. In einigen Jahren werden sie, die besten Zeitfotos mit oft zeitlosem fotografischen und dokumentarischen Wert, Geschichte sein. Sie werden das Schicksal aller Pressebilder teilen, denn auch das Neueste vom Neuesten veraltet. Vielleicht sehen wir sie in sechs Jahren wieder, wenn unsere Republik ihren 20. Geburtstag feiert. Mit dem gleichen Gefühl, mit dem wir in Familienalben blättern: „Kinder, wie sind wir gewachsen!"



Alfred Hoffmann: „Erntegespräche in der Frühstückspause." (Amateurfoto.)

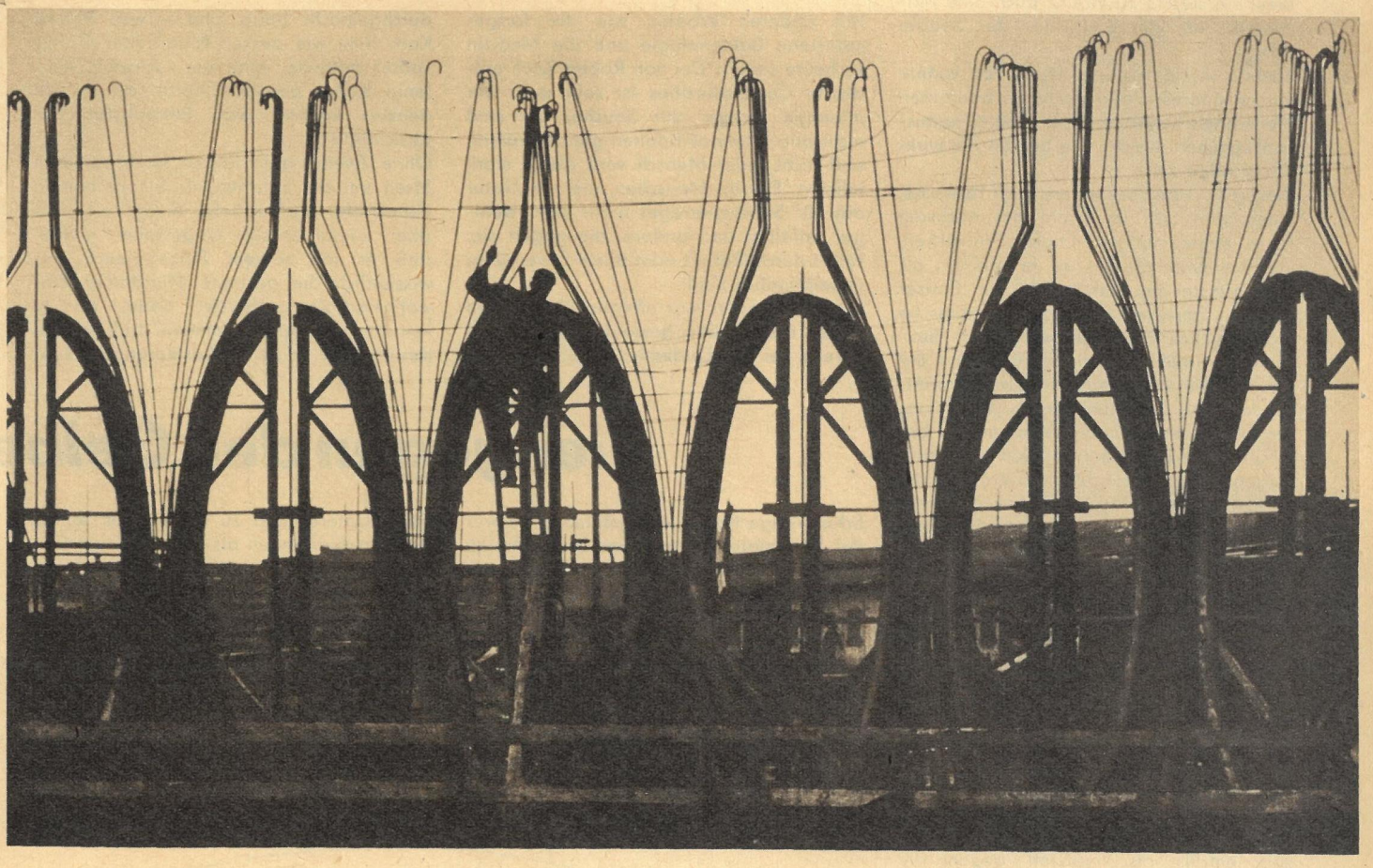
FAMILIENALBUM FÜR MIL



Wo „Fa (Un der den

Erich Pohl:
„Vom Standesamt
in die neue Wohnung."

ILLIONEN



Wilfried Glienke:
„Interesse für alles."
(Walter Ulbricht prüft eine
drahtlose Personenrufanlage.)

Erich Schutt: „Ein Kühlturm entsteht."
(Großbaustelle Vetschau.)

Wolfgang Schröter:
„Fallschirmspringerinnen."
(Unsere Nationalmannschaft
der Frauen hält
den Weltrekord im Gruppensprung.)

Evelyn Richter:
„Orchesterprobe."
(Aram Chatschaturian dirigiert eigene Werke
vor dem Gewandhausorchester Leipzig.)

8

INTERVIEW MIT DEM Tode

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER

Die Choleraepidemie in München 1854 veranlaßt Professor Max Pettenkofer zu umfassenden Forschungen. Dabei kommt er zu der Feststellung, daß „die Entstehung einer Choleraepidemie in erster Linie an die Örtlichkeit gebunden" sei. Mit seinen Untersuchungen über die Rolle der Umweltbedingungen für die Gesundheit des Menschen und den Forderungen nach ihrer Verbesserung wird er zum Begründer einer neuen Wissenschaft: der Hygiene. Auch als Robert Koch 1883 den Cholerabazillus entdeckt, verteidigt Pettenkofer seine Theorie. Sein heroischer Selbstversuch vom 7. Oktober 1892 – er trank ein Glas Bouillon mit Milliarden von Cholerabazillen – scheint ihm recht zu geben. Doch Robert Koch und seine Mitarbeiter verharren auf dem Standpunkt: „Ohne Cholerabazillen keine Cholera!"

Die in Hamburg tätigen Forscher erlebten doch gerade erst, wie sich im Hamburger Hygiene-Institut ein Assistent, der mit Choleravibrionen laborierte, versehentlich infizierte und der Krankheit zum Opfer fiel. Aus dem Königsberger hygienischen Institut kam bald danach die erschütternde Meldung, daß dort eine Putzfrau aus Unachtsamkeit eine Cholerareinkultur umgestoßen hatte und wenige Tage nach erfolgter Infektion starb. Aber nicht nur dies; sie steckte zu Hause auch eine Mitmieterin an, die gleichfalls der Seuche erlag.

Theorie stand gegen Theorie. Es konnte nur im Interesse der gesamten bedrohten Menschheit liegen, möglichst bald herauszubekommen, welche von beiden die wirklich richtige sei.

Vierzig Forscher, besonders auch russische, unterzogen sich im Laufe der nächsten Jahre heldenmütigen Cholera-Versuchen, um die Entscheidung zu erzwingen; als namhaftester unter ihnen der am Pariser Institut Pasteur wirkende ukrainische Biologe Elias Metschnikow. Als im Seuchenjahr 1892 auch in der Bretagne die Cholera wütete, reiste er nach Bekanntwerden des Pettenkoferschen Wagnisses sogleich dorthin, um sich Vibrionen zu beschaffen. Und nachdem es auch ihm mißlungen war, verschiedenen Tierarten die Seuche beizubringen, weil Tiere gegen sie immun sind, schluckte er selbst eine Cholerakultur.

Ergebnis: Die Cholera verschonte ihn.

Ein weiteres Plus für Pettenkofer!

Metschnikows Mitarbeiter Latapie, der sich anschließend Cholerabazillen einverleibt, erkrankt gleichfalls nicht.

Noch ein Plus für Pettenkofer!

Dagegen verläuft das Selbstexperiment des zweiten Assistenten, eines gewissen Jupille, äußerst dramatisch. Obwohl Metschnikow ihm eine sehr alte Kultur zu trinken gab, weil er zugleich erproben wollte, ob eine geschwächte Kultur gegebenenfalls als Impfstoff gegen die Seuche verwendet werden könnte, mußte er am Aufkommen des noch jungen Wissenschaftlers zweifeln und stand eine wahre Höllenpein aus.

Endlich Klarheit

Nur ganz allmählich, nachdem er alle Stadien einer schweren Cholera durchgemacht hatte, genas Jupille. Wäre er gestorben, hätte Metschnikow, wie er in seiner Verzweiflung mehrfach versicherte, Hand an sich gelegt.

Er brauchte seine Drohung nicht wahrzumachen, und wenn er zeitlebens einen Schauder vor Humanversuchen zurückbehielt, so hatte sein beängstigendes Experiment mit dem freiwilligen Jupille doch auch sein Gutes gehabt: Es bewies einmal die Spezifität, die Eigentümlichkeit des Choleravibrio, zum andern, daß gewisse Voraussetzungen für den Krankheitsausbruch gegeben sein müssen.

Mit anderen Worten, wie die fortgeschrittene Bakteriologie und die Medizin es heute sehen: Der von Robert Koch entdeckte Cholerabazillus ist sehr wohl der alleinige Erreger der Seuche, nur sind nicht alle Choleravibrionen gleich virulent, und nicht jeder Mensch wird gleich stark infiziert. Es gibt Menschen, die von Natur aus für Seuchenerreger mehr oder weniger anfällig, und andere, die gegen sie, sei es durch Geburt oder durch Erwerbung, unempfindlich sind.

Max Pettenkofer war offensichtlich immun gegen die Cholera geworden, weil er sie bereits bei der Epidemie des Jahres 1854 durchgemacht hatte, und – weil Robert Koch ihm, wie dessen Mitarbeiter Gaffky später mitteilte, eine nur „schwach virulente Kultur geschickt hatte, da er sich denken konnte, was Pettenkofer beabsichtigte".

Ohne Zweifel ging Robert Koch bei dem Streit um die Seuchen als Sieger hervor. Pettenkofer war zutiefst erschüttert darüber, zumal er sich eingestehen mußte, daß er mit seinem Selbstversuch unwissentlich die gesamte Münchener Einwohnerschaft gefährdet hatte, da er keinerlei Schutzmaßnahmen traf. Weder desinfizierte er seine Ausleerungen, sondern ließ sie bedenkenlos in die Kanalisation wandern, noch sonderte er sich von seinen Mitmenschen ab! Nicht zu beschreiben, welches Unglück hätte geschehen können, wenn Robert Koch ihm hochvirulente Bazillen zur Verfügung gestellt hätte und er nicht immun gewesen wäre!

Dies ändert freilich nichts an der Größe des Selbstversuches Pettenkofers. Auch vermochte Robert Kochs Triumph in der Seuchenfrage nicht im mindesten Pettenkofers Verdienst um die hygienische Wissenschaft zu schmälern, die noch heute das A und O jedes Seuchenschutzes bildet.

Trotzdem gelang es Pettenkofer nicht, sich über die erlittene Niederlage hinwegzusetzen. Und da der inzwischen Zweiundachtzigjährige sich sehr einsam fühlte – kurz zuvor hatte der Tod ihm seine „geliebte Helene", sein „geliebtes Wurzelweibchen", wie er sie nannte, entrissen, desgleichen seine beiden begabten Söhne sowie drei seiner Geschwister, die an Tuberkulose litten, während ein Bruder wegen wiederholter Geistesgestörtheit erneut in die Irrenanstalt eingeliefert werden mußte – da er, fühlend, daß seine Geisteskräfte erlahmten, fortan befürchtete, selbst „verrückt" und „ein Trottel" zu werden, erschoß er sich am 10. Februar 1901 in seinem Schlafzimmer. Ganz München trauerte um den großen Toten. –

Ein Fachkollege, der Hygieniker und Bakteriologe Max von Gruber, teilte in seinem Nachruf eine der ungezählten Anekdoten mit, die damals – ein Beweis für seine Beliebtheit – über Pettenkofer umgingen: Pettenkofer hatte, wie viele echte Gelehrte, zum Amüsement seiner Familie die Schwäche, sehr oft seinen Regenschirm irgendwo zu vergessen. Einmal, von einer Englandreise zurückkehrend in Hamburg eingetroffen, telegrafierte er stolz nach Hause: „Ich und mein Regenschirm kommen um acht Uhr abends heim!" Glückstrahlend umarmte er bei der Ankunft seine Angehörigen. Aber den Schirm hatte er nicht bei sich; er hatte ihn am Hamburger Telegrafenschalter stehen lassen!

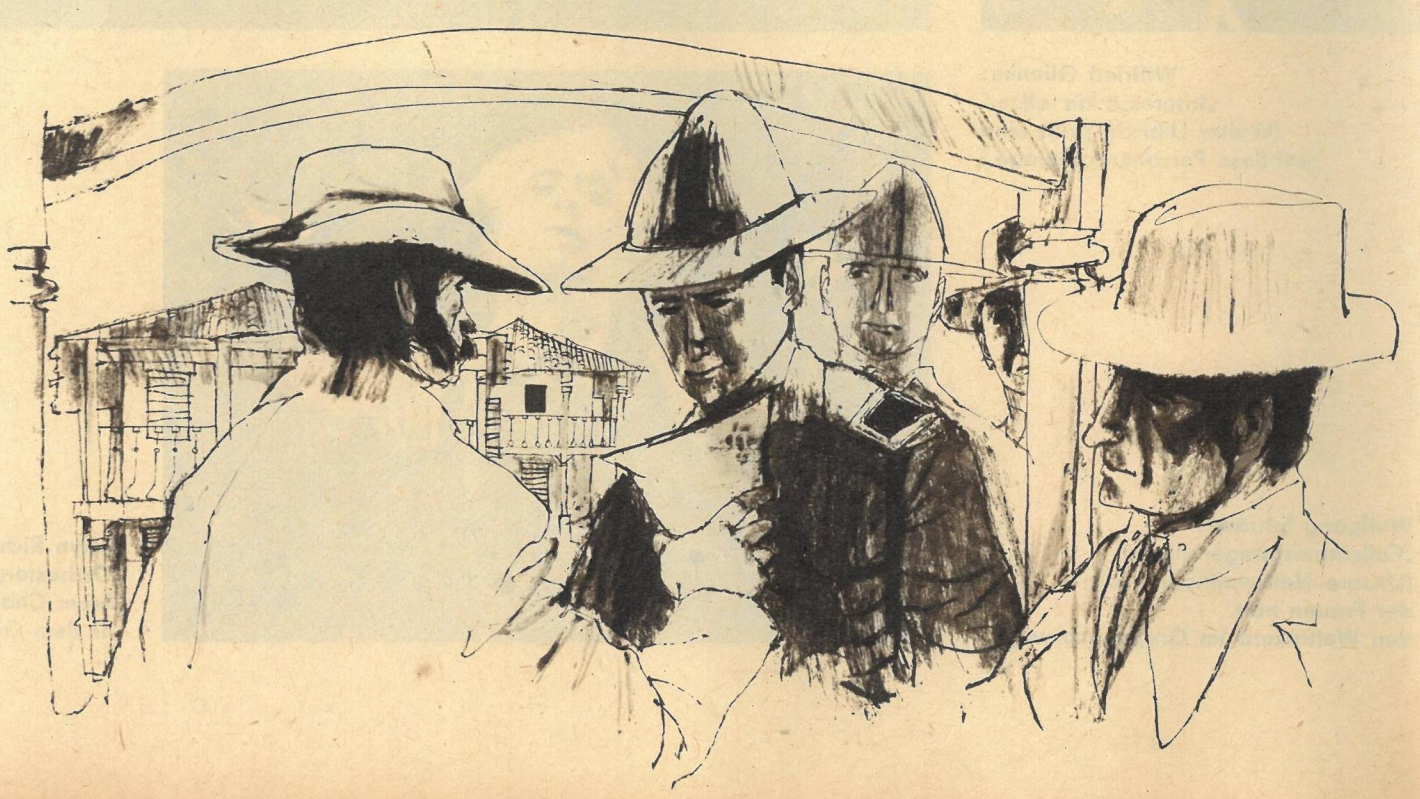
Vier gegen den Gelben Tod

Schon lange hatten die politischen Führer der Vereinigten Staaten von Nordamerika offen ihre Pläne enthüllt, sich der seit Jahrhunderten unter spanischer Kolonialherrschaft befindlichen Insel Kuba zu bemächtigen, um dadurch die Hälfte der Weltzuckererzeugung und – was ihnen noch wichtiger war – die Zugänge zum Golf von Mexiko und zum Karibischen Meer in ihre Hand zu bekommen. Der Aufstand der Kubaner gegen die spanischen Unterdrücker zu Beginn des Jahres 1898 erschien ihnen als eine günstige Gelegenheit, den sorgfältig vorbereiteten Raubkrieg endlich vom Zaune zu brechen. Als Vorwand zur Kriegserklärung diente ihnen die Versenkung ihres „zum Schutze der amerikanischen Bürger" nach Havanna entsandten Schlachtschiffes „Maine" durch bis heute unbekannt gebliebene Täter am 15. Februar, die die USA nur zu gern den verhaßten Spaniern in die Schuhe schoben.

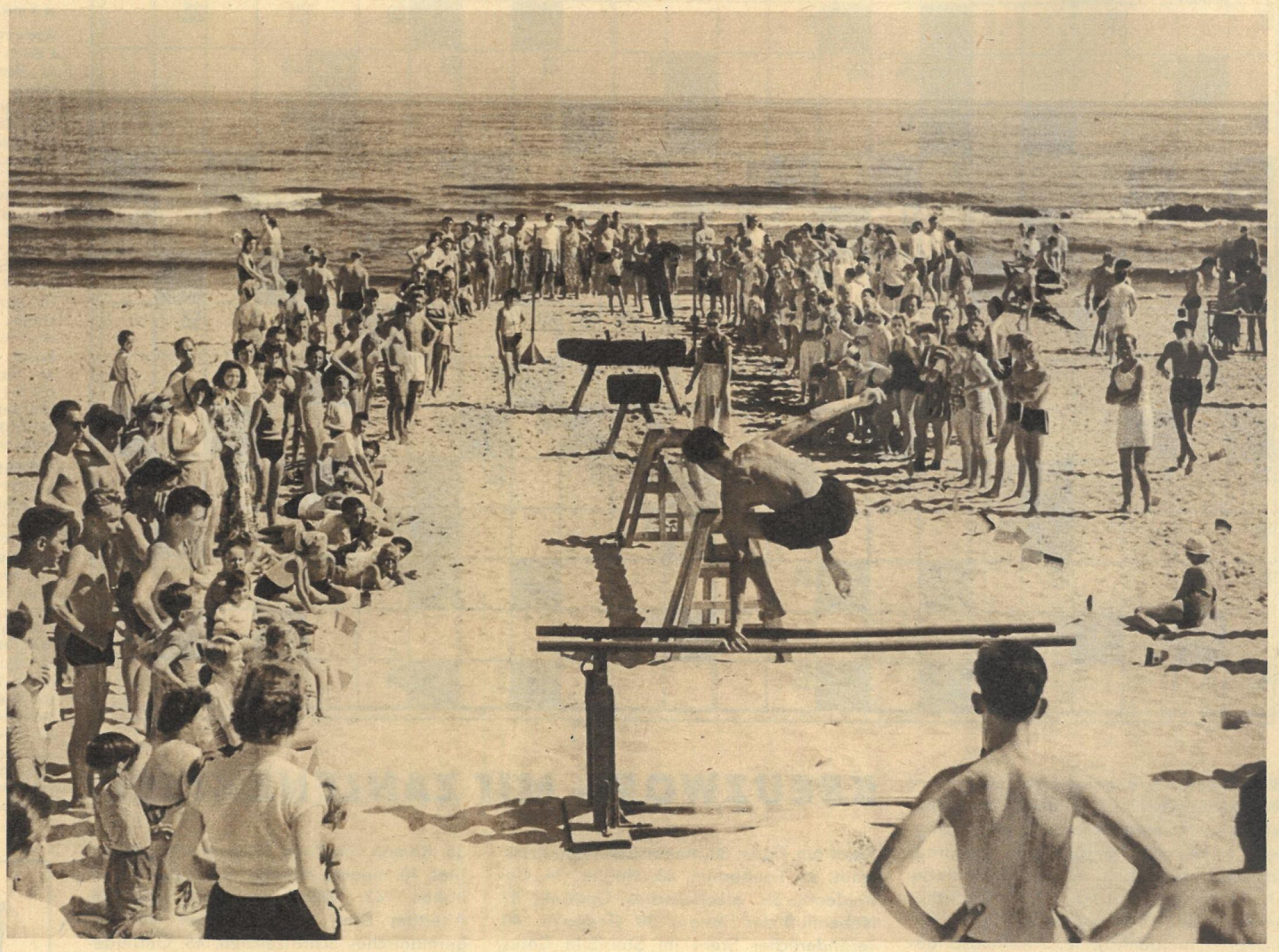
Drei Monate nur benötigten die in Waffen starrenden Yankees, um das bereits sehr morsch gewordene Spanien vernichtend zu schlagen. Kuba wurde eine Republik unter dem „Protektorat der Vereinigten Staaten". Wenige Tage nach dem Pariser Frieden, der Spanien zum Verzicht auf die Zuckerinsel verpflichtete, besetzten die Amerikaner das „schönste aller Lande, das je ein Menschenauge erblickt", wie Christobal Columbus begeistert ausge-

„Das sind Moskito-Eier! Lassen Sie sie in der Sonne ausbrüten!"

Illustration Karl Fischer



SPORTFOTO DER WOCHE



Manfred Schindler
Leipzig
Strandsportfest

rufen haben soll, als er im Oktober 1492 zum ersten Mal kubanischen Boden betrat, und fühlten sich hier, unter der tropischen Sonne und der üppigen Pflanzenpracht, wie in einem Paradies . . .

Bis nach anderthalb Jahren des Schwelgens, am 19. Mai 1900, unter den in Havanna stationierten amerikanischen Truppen eine schwere Gelbfieberepidemie ausbrach, die Tausende von Todesopfern forderte, mehr als der Krieg gegen die Spanier gekostet hatte!

Carlos Finlays Verdacht

Die Krankheit fing plötzlich mit Schüttelfrost, hohem Fieber, starken Kopf- und Gliederschmerzen an, ähnlich der Grippe. Sie währte drei bis vier Tage, um danach entweder abzuklingen oder die Betroffenen ins zweite, schwer toxische Stadium hinüberzuführen, mit Gelbsucht, hochgradigen Schmerzen im Oberbauch, Blutstühlen, anhaltendem Bluterbrechen und schließlichem Kreislaufversagen.

Schon zwei Jahrzehnte vor dieser schrecklichen Epidemie, die der amerikanischen Regierung und dem von ihr auf Kuba eingesetzten Gouverneur, General Wood, große Sorgen bereitete, hatte ein kubanischer Arzt, Dr. Carlos Finlay, auf Grund eigener Beobachtungen erklärt, daß die in den Tropen Mittel- und Südamerikas und in Westafrika heimische Seuche durch Moskitos, Stechmücken, verbreitet werde. Doch die Herren der Akademie der Wissenschaften zu Havanna hatten geglaubt, diese Mitteilung nicht ernst nehmen zu dürfen, da Finlay nicht nur in ärztlichen Kreisen, sondern auch bei der Einwohnerschaft der kubanischen Hauptstadt im Rufe eines Sonderlings, um nicht zu sagen eines „närrischen Phantasten" stand.

„Bis zu unserer letzten Jahresversammlung hatten Sie, Herr Kollege, noch den Standpunkt vertreten, daß die Alkalität der Luft die Krankheit hervorrufen solle!" hielten ihm während der Diskussion einige Redner entgegen. „Es war dies damals schon eine vage Behauptung gewesen! Und jetzt wollen Sie uns weismachen, daß die hübsche, kleine Stegomyia fasciata – zugegeben, daß sie sich gern in unseren Behausungen aufhält und sich von menschlichem Blute ernährt – mit einemmal nicht mehr ungefährlich sei, wie man bisher vermeinte?"

„Ganz recht, das wiederhole ich hier mit aller Entschiedenheit!" erwiderte Finlay.

„Aber Beweise dafür haben Sie nicht?"

„Doch, doch! Ich habe Beweise! Gemeinsam mit meinem Freund, dem Bakteriologen Dr. Delgado, habe ich wiederholt Reihenversuche angestellt. Wir hatten Mücken, die sich am Blut Gelbfieberkranker vollgesogen, an Gesunde angesetzt; die allerdings bereits früher von der Krankheit befallen und damit gegen sie immun geworden waren. Sodann hatten wir jene einmal mit infiziertem, zum andern mit immun gewordenem Blut gemästeten Stegomyias auf frisch eintreffende Europäer losgelassen . . ."

Der backenbärtige Doktor Finlay hatte letzteres, nach unserer Auffassung unverantwortliche, Experiment, da er die Neuankömmlinge vorher weder informierte, noch um ihre Einwilligung ersuchte, in der Hoffnung durchgeführt, die Fremden auf derart seltsame Weise zu schutzimpfen.

„Und was haben Sie erreicht?" wollten seine Gegner wissen.

„Nichts! – Aber", fuhr er gedehnt fort, „einige Personen erkrankten leicht an Gelbfieber! Daher lasse ich mir nicht von Ihnen ausreden, meine Herren, daß die so harmlos ausschauenden, sehr blutdürstigen Stegomyia-Weibchen die Überträgerinnen der Krankheit sind!" Um die Seuche auszurotten, müsse die Gelbfiebermücke vernichtet werden!

Spöttisch lächelnd die einen, kühl abweisend die anderen gingen die Versammelten auseinander. Man blieb dabei, daß die Krankheit eine Schmutzkrankheit sei, die durch Berühren von Gelbfieberkranken oder ihren Kleidern, Betten, Gebrauchsgegenständen verursacht werde, und daß allein peinlichste Sauberkeit vor Ansteckung und Ausbreitung schütze!

Moskito-Eier in der Tüte

In dieser Überzeugung befahl auch Dr. William Crawford Gorgas, den die amerikanische Armee zum leitenden Sanitätsoffizier nach Havanna beordert hatte, eine gründliche Reinigung der Stadt. Jedes Wohnhaus, jeden Laden, sogar jeden Garten und die Straßen ließ er ausräuchern, die Menschen sich von oben bis unten schrubben, ihre Garderobe und ihren Hausrat schniegeln; er untersagte seinen Soldaten jeglichen Verkehr mit Fremden; während des spanisch-amerikanischen Krieges hatte er sogar eine ganze von Gelbfieber befallene Stadt verbrennen lassen.

Vor Säuberungseifer übersah er völlig, daß gerade die saubersten Stadtteile mit der reinlichsten Bevölkerung am stärksten von der Seuche heimgesucht wurden. Warum? Weil die Gelbfiebermücken in den nach einem Hausputz zurückbleibenden Wasserlachen willkommene Brutplätze fanden. – Wie erst nach der von ihm verfügten Generalreinigung Havannas! Der Gelbe Tod schwang seine Sense wütender denn je zuvor und mähte die Einwanderer und amerikanischen Soldaten nur so hinweg!

Selbstverständlich hatte auch Gorgas sich mit Carlos Finlay über die Entstehung der Epidemie auseinandergesetzt. „Ich kann Ihnen nur raten, die Mücke zu vernichten!" hatte der ihm gesagt.

„Wenn es Ihnen gelingt, durch den Stich eines Moskitos Gelbfieber künstlich zu erzeugen, will ich Ihnen glauben und Ihren Rat befolgen!" hatte Gorgas geantwortet.

Sooft Finlay es in Gorgas Beisein versuchte, es gelang ihm nicht. Dabei hatte er mit seiner Hypothese nur allzu recht gehabt. Doch Finlay hatte damals nicht ahnen können, daß die von ihm verdächtigten Insekten etwa zwölf Tage benötigen, um das mit dem Blute Gelbfieberkranker aufgesogene Virus ansteckungsreif werden zu lassen. Diese Entdeckung sollte erst später gemacht werden.

Inzwischen war guter Rat teuer. „Wir werden Kuba aufgeben müssen, wenn wir die Seuche nicht überwinden!" telegrafierte Gouverneur Wood in seiner Bedrängnis nach Washington.

„Entsenden Ärzte-Team zur Erforschung der Krankheit!" drahtete man aus dem Weißen Haus zurück.

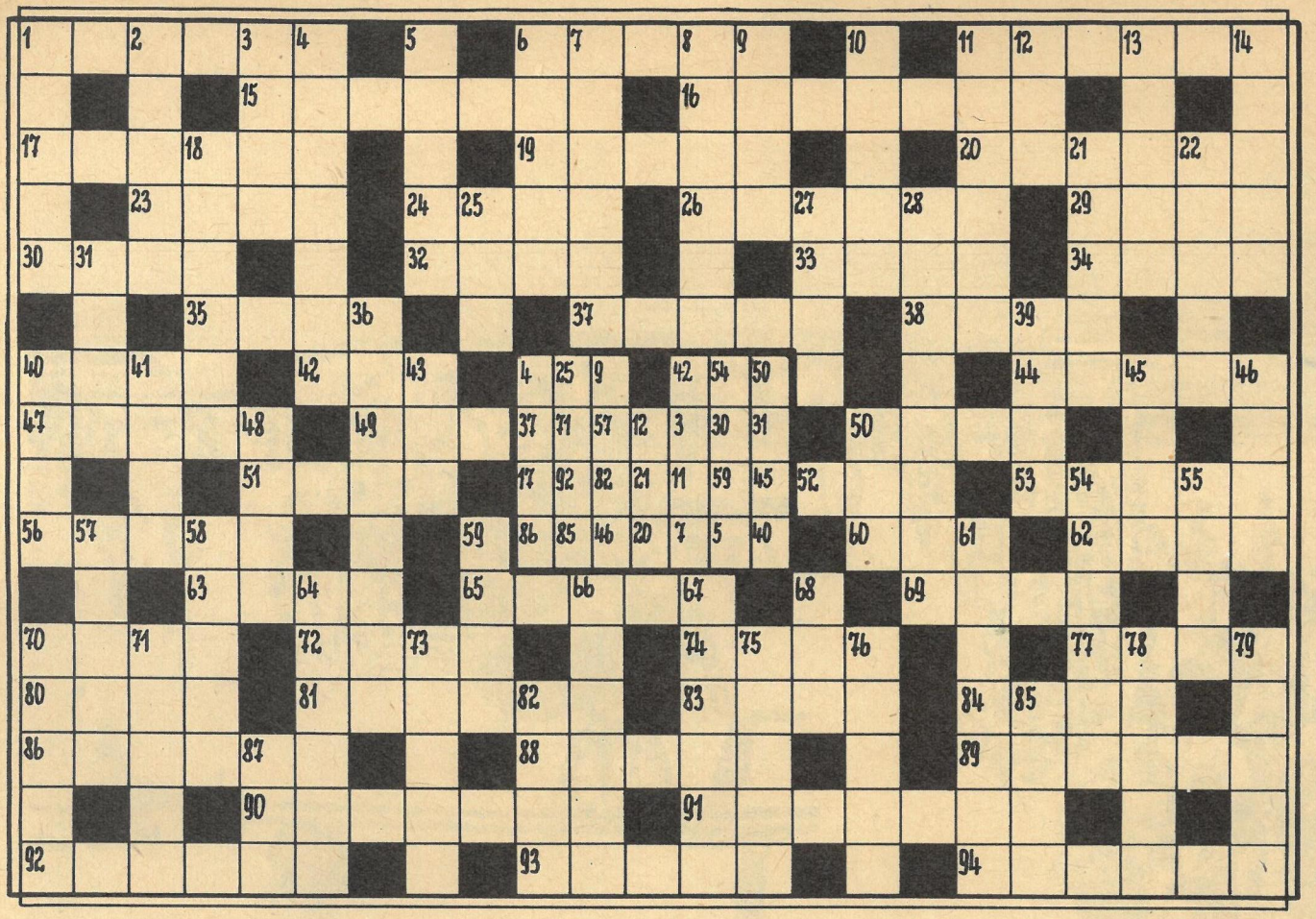
Nach viertägiger Reise trafen der neunundvierzigjährige Oberstabsarzt Dr. Walter Reed als Leiter der Gelbfieberkommission und der drei Jahre jüngere Bakteriologe Dr. James Carroll als sein Stellvertreter in Havanna ein, wo sie bereits von dem Insektenfachmann Dr. Jesse W. Lazear und dem Pathologen Dr. Aristides Agramonte erwartet wurden. Da letzterer das Gelbfieber schon einmal durchgemacht hatte, war er von den vieren der einzige gegen die Seuche Gefeite.

Kaum hatte der kubanische Augenarzt Dr. Finlay, den seine Landsleute wegen seiner „hirnverbrannten Mückentheorie" für nicht ganz zurechnungsfähig hielten, von der Ankunft der amerikanischen Gelbfieberkommission in der Stadt erfahren, suchte er den Expeditionsleiter Doktor Reed auf, um auch ihm seine Ansichten mitzuteilen.

„Und Sie glauben wirklich an Ihre Theorie, die Sie nicht klar zu beweisen vermögen?" drang Reed in ihn.

„Unbedingt! Es ist doch dummes Zeug, was die Menschen von Schmutz und von Berührung schwätzen! Wenn dem so wäre, müßten dann nicht die Krankenschwestern in den Lazaretten, die nicht immun sind, zuerst von der Seuche befallen werden, wenn sie mit den Gelbfieberpatienten in Berührung kommen oder deren verunreinigte Wäsche waschen? Aber das ist

Fortsetzung Seite 16



KREUZWORT- MIT ZAHLENRÄTSEL

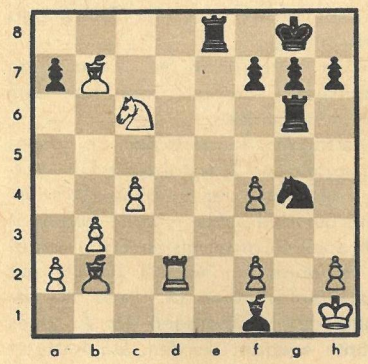
Waagerecht: 1. Bildhauer der Gegenwart (Nationalpreisträger), 6. glühendes Kohleteilchen, 11. Handwerkszeug, 15. Fähigkeit, früher Wahrgenommenes anschaulich wiederzuerleben, 16. Großbuchstabe, 17. Meeresbegrenzung, 19. urkundliches Beweisstück, 20. französischer Tragödiendichter („Iphigenie"), 23. weitmaschiges Gewebe, 24. kleine Deichschleuse, 26. spanische Anrede, 29. altorientalischer Staat am Tigris, 30. niedersächsische Kreisstadt, 32. Laubbaum, 33. Huftier, 34. Getreideart, 35. alkoholisches Getränk, 37. Nebenfluß der Donau, 38. Gedanke, 40. veränderlicher Stern im Sternbild Cetus, 42. spanischer Küstenfluß, 44. älteste Hauptstadt Assyriens, 47. rauchende Schwefelsäure, 49. Rotwild, 50. nordische Gottheit, 51. Nebenfluß der Aare, 52. Nestorpapagei, 53. deutscher Tanzpädagoge († 1958), 56. stellvertretender Ministerpräsident der DDR, 60. Hausflur, 62. Gebiet der Mondoberfläche, 63. Begeisterung, Schwung, 65. Verfasser des Buches „Der Irrtum des Honoré Balzac", 69. ungeschickter Mensch, 70. englische Anrede, 72. bayrisch: Rettich, 74. antiker Wettkampf, 77. Blutsauger, 80. Zeitungslüge der kapitalistischen Presse, 81. deutscher Schriftsteller (1798–1871), 83. diplomatisches Schriftstück, 84. Vulkan in Ostafrika, 86. Zwiegespräch, 88. Hafenstadt von Marokko, 89. spanischer Dichter („Geständnisse eines Weltkindes"), 90. Wohnsitz, 91. englischer realistischer Schriftsteller („David Copperfield"), 92. Zweck, Ergebnis, 93. Fleischstück, 94. historisch entstandene stabile Gemeinschaft.

Senkrecht: 1. kleines Krebstier; 2. europäischer Staat (landessprachlich), 3. dichterisch: Frühling, 4. französischer Schriftsteller („Jakob und sein Herr"), 5. Autor des Romans „Der Steppenwolf", 6. urgeschichtliche Gewandspange, 7. Weißfisch, 8. abgeschliffener Stein, 9. schmaler Durchgang, 10. sittliche Gesinnung, 11. Männername, 12. Stadt in Oberitalien, 13. altes Längenmaß, 14. Insel im Greifswalder Bodden, 18. Schweizer Kanton, 21. römische Göttin, 22. indische Dichterin und Politikerin († 1949), 25. Westeuropäer, 27. kleines Pelztier, 28. Verfasserin des Buches „Tag im Nebel", 31. Zufluchtsstätte, 36. Roman von Zola, 39. englischer Adelstitel, 40. niedere Pflanze, 41. Fluß in Oberitalien, 43. Wendekommando, 45. im Altertum Land in Südarabien, 46. altgermanisches Schriftzeichen, 48. Getreideprodukt, 50. Getränk, 54. Maßeinheit der Stromstärke, 55. Zirbelkiefer, 57. Jugendbuch von Ludwig Renn, 58. Wohnraum, 59. Titelgestalt bei Juri Brezan, 61. Barockbaumeister (1687–1753), 64. französischer Schriftsteller („Die Glocken von Basel"), 66. jungvulkanisches Gestein, 67. Staat in Nordamerika, 68. Elend, 70. Stadt auf Sumatra, 71. Wettkampfbeginn, 73. Kreisstadt an der Labe (ČSSR), 75. Baustil des Mittelalters, 76. Gartenblume, 78. Kautschukprodukt, 79. Kunstfasergewebe, 82. Teil des Auges, 85. Gestalt aus „Lohengrin", 87. feierliches Gedicht.

Zahlenrätsel
Anstelle der Zahlen sind die entsprechenden Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel einzusetzen. Nacheinandergelesen ergeben sie einen Ausspruch von Goethe.

Tunesische Mattkombination

In einer französischen Partie während der Schacholympiade 1962 zwischen Padewski (Bulgarien) und Belkadi (Tunesien) hatte der bulgarische Meister seinen Gegner offensichtlich unterschätzt. Er war – wie das Stellungsbild zeigt – mit seinem letzten Zug Sd4-c6? in entscheidenden Nachteil gekommen:



Belkadi nutzte die ausgeschaltete Wirkungskraft des Lb7 zu einer klassischen Mattkombination: 1. . . . **Sf2:†**
In jähem Erkennen der Katastrophe gab Padewski auf, denn er wollte sich das Ende in drei Zügen, 2. Tf2: Lg2†! 3. Tg2: Te1† 4. Tg1 Teg1: matt, nicht zeigen lassen. Ja, ja, man unterschätze nie seinen Gegner!

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 36

Kreuzworträtsel mit Spruch. Waagerecht: 1. André, 4. Err, 6. Nepal, 10. See, 12. Riems, 15. Emir, 16. Etat, 17. Rapp, 18. Grog, 19. Uni, 20. Nei, 21. Bantu, 22. Alk, 23. Moa, 25. Scholl, 26. Sartre, 27. Hus, 29. Mir, 31. Tal, 33. Rot, 35. Thälmann, 40. Pud, 42. Kuckhoff, 48. Qma, 51. Mao, 53. Seelenbinder, 58. Auferstehung, 63. Inn, 64. Narr, 65. Ist, 66. Waal, 67. Rur, 68. Ida, 69. Zer, 70. Saefkow, 71. Nil, 72. Elm, 73. Hermann. – Senkrecht: 1. Abusch, 2. Reno, 3. Emil, 4. Ern, 5. Reihe, 6. Nabob, 7. Eta, 8. Art, 9. Laura, 10. Spann, 11. Egk, 12. Roma, 13. Igor, 14. Schehr, 19. Uhus, 24. Atom, 28. Ufa, 30. Ibo, 31. Tip, 32. Lot, 33. Ruf, 34. Tor, 36. Hel, 37. Mob, 38. Amine, 39. Nana, 41. Usus, 43. Umea, 44. Carla, 45. Kos, 46. Feh, 47. Ren, 49. Verdi, 50. Juwel, 52. Gnu, 53. Sims, 54. Ende, 55. Erik, 56. Drin, 57. Rial, 58. Atze, 59. Farm, 60. Eber, 61. Urfa, 62. Grin. – Zahlenrätsel: „Ihr Opfer und ihr Sterben mahnen und verpflichten uns zum entschlossenen Kampf gegen die Wiederkehr von Faschismus und Krieg!"

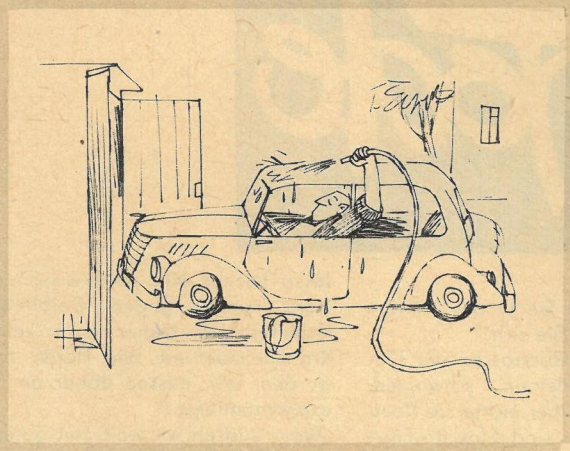
Silbenrätsel. 1. Weinert, 2. Egalité, 3. Regenpfeifer, 4. Jazygen, 5. Element, 6. Timofei, 7. Zahnärztin, 8. Tischtennis, 9. Numerus, 10. Othello, 11. Chenille, 12. Hirschfänger, 13. Verchromung, 14. Opulenz, 15. Majerová, 16. Kaufvertrag, 17. Respekt, 18. Inferno, 19. Eierbecher, 20. Gagarin, 21. Sequenz, 22. Prischwin, 23. Reinhard, 24. Idafeld, 25. Cicero, 26. Hudsonbai, 27. Tabidse, 28. Ossietzky, 29. Heinrich, 30. Nonsens, 31. Edition, 32. Immensee, 33. Hutten, 34. Nurabad, 35. Zinner, 36. Uhland, 37. Vogesen, 38. Epigone, 39. Rosegger, 40. Dialekt, 41. Agraffe, 42. Migräne, 43. Märchen, 44. Experte, 45. Novelle, 46. Irenik, 47. Sprache, 48. Trophäe, 49. Eberesche, 50. Inserat, 51. Nebenbuhler, 52. Gaidar, 53. Euterpe, 54. Makarenko. „Wer jetzt noch vom Krieg spricht, ohne ihn zu verdammen, ist ein gemeingefährlicher Verbrecher oder ein ebenso gefährlicher Narr!"

Wieder so ein Ding mit Pfiff (8) von Willy Moese (nach einer Leseridee). Senden Sie die Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: „Ding mit Pfiff") bis zum 23. September 1963 an Redaktion Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21. Vielleicht gehören Sie zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten.

DING MIT PFIFF (4): Ein Schlittschuhläufer aus der Fischperspektive. Je einen Buchpreis erhielten: Regina Schmidt, Leipzig S 3, Selneckerstraße 8; Dietrich Verch, Neubrandenburg, Georg-Schumann-Straße 2; Claus Böhme, Weißig bei Dresden-Bühlau, Dresdner Straße 9.

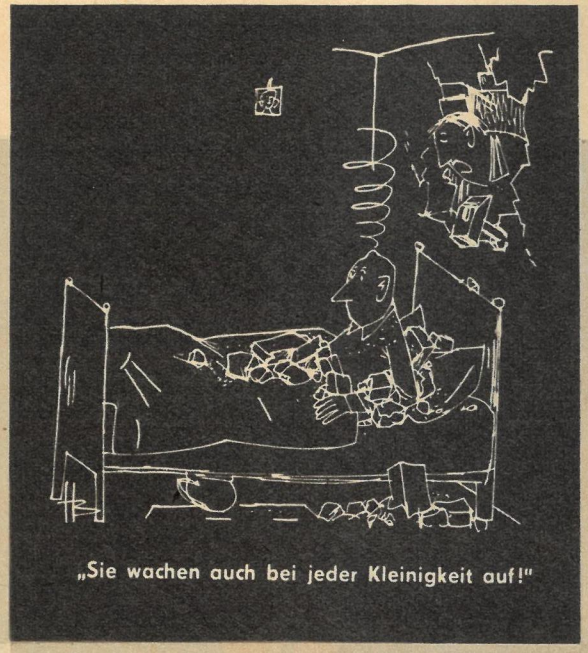
DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862

VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263



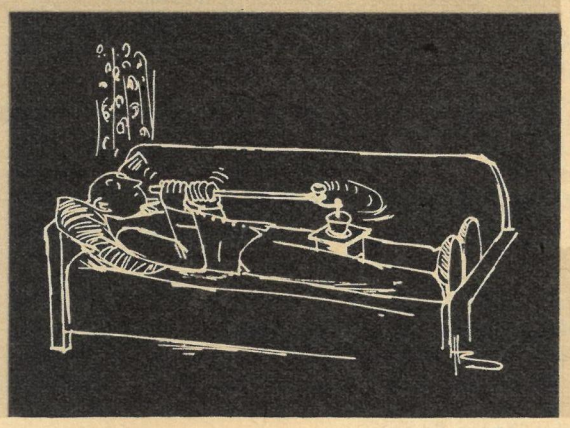
HENRY BÜTTNER

BETTEN UND BEQUEMLICHKEIT

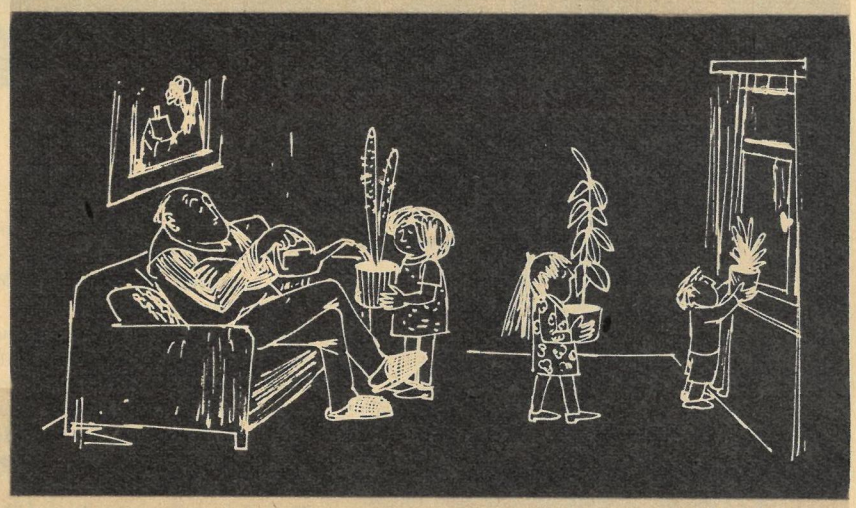


„Sie wachen auch bei jeder Kleinigkeit auf!"

BÜTTNER,



„Man kann mit Ihnen so schön von Arzneien plaudern, das gefällt mir besonders an Ihnen!"



Der zweite Weltkrieg

1500
erschütternde
BILD-DOKUMENTE

ausgewählt aus 300 000 deutschen und ausländischen Fotos – das ist die in ihrer Art einmalige Bildchronik **DER ZWEITE WELTKRIEG.** Sie enthält bisher in Deutschland weitgehend unbekanntes Bildmaterial, das in mehrjähriger Arbeit durch Erschließen der Bildbestände sowjetischer Frontberichterstatter zusammengetragen wurde. Zugleich liegt dem Band die erste kritische Sichtung der deutschen Kriegsfotos zugrunde.

In 38 Bildkapiteln werden dem Leser Vorgeschichte, Hintergründe und Verlauf des zweiten Weltkrieges nahegebracht. Der Band bezieht dabei alle Schauplätze des erbitterten Ringens mit ein:

Die Ostfront
Die Kämpfe in Afrika
Den Kriegsverlauf im Pazifik
Den Seekrieg
Den Luftkrieg

Er zeigt den Kampf der Armeen und Partisanen, die politischen Machenschaften der Reaktion und das Heldentum der Völker. Das Werk ist ein völlig neuartiger Versuch, Ursachen, Verlauf und Hintergründe des vom Imperialismus entfesselten Weltbrandes darzustellen. Dieses Unternehmen ist um so notwendiger, als die Unkenntnis des wirklichen Geschehens und der wahren Zusammenhänge noch weit verbreitet ist und von interessierter Seite noch gefördert wird.

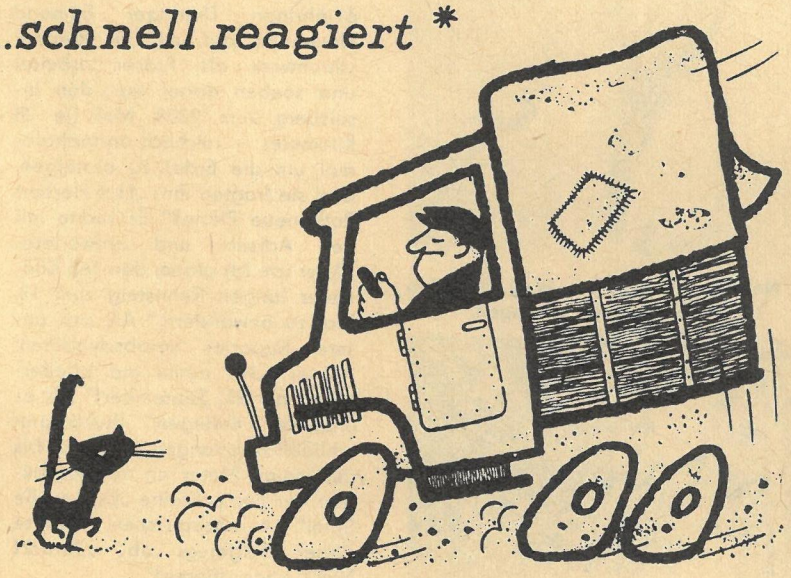
Streng chronologischer Aufbau, knappe Darstellung und eine Fülle von Einzelangaben machen den Band – von der Aussagekraft seiner Bilder abgesehen – zu einem übersichtlichen Nachschlagewerk und gleichzeitig zu einem einzigartigen Dokument der dunklen Jahre von 1939 bis 1945.

Der Verfasser des Werkes ist Heinz Bergschicker. Es umfaßt 472 Seiten mit 1500 Abbildungen und kostet, in Leinen gebunden, 36 DM.

Die Nachfrage nach diesem Dokumentenband wird erwartungsgemäß sehr groß sein: Richten Sie Ihre Bestellung deshalb bitte rechtzeitig unter Kenn-Nr. **IB 43** an:

BUCHHAUS LEIPZIG LEIPZIG C 1 POSTFACH 259

*...schnell reagiert **



* durch das alkoholfreie Kraftfahrergetränk

ORANGEN-PERLE
mit Kohlensäure

oder eines unserer übrigen alkoholfreien Erfrischungsgetränke

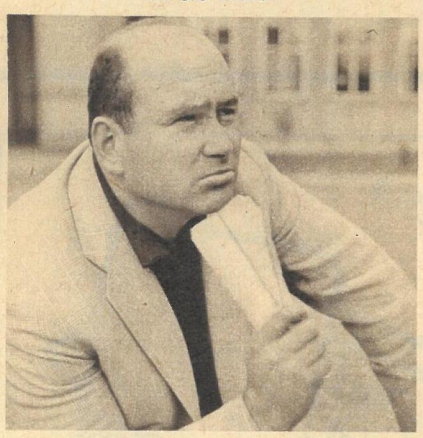
Apfelsaft · Traubensaft
Süßmost · Tomatensaft

Alle diese Erzeugnisse werden aus besten, naturreinen Rohstoffen hergestellt. Sie sind vitaminreich, gesund und erfrischend.

VEB (K) Lausitzer FRÜCHTEKOMBINAT
SOHLAND (SPREE) · FERNRUF: SAMMELNUMMER 481

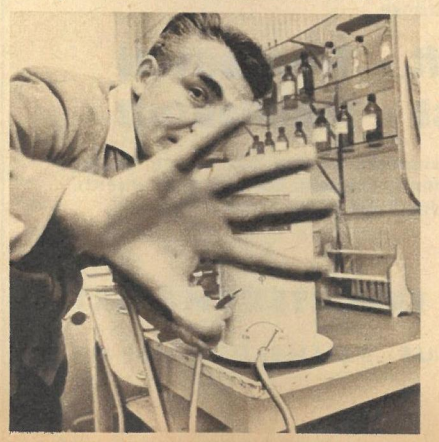
WAS GEHT HIER VOR ?

H. F. Oertel: „Nehm' ich sie, oder nehm' ich sie nicht?"



H. Neuendorf: „Diesen Weg auf den Höhen bin ich oft gegangen."

K. H. Busch: „Warte, warte noch ein Weilchen, bald kommt auch das Glück zu dir!"



In Adlershof tut man geheimnisvoll, denn die Katze soll erst am 21. September aus dem bewußten Sack gelassen werden. Mehr, als daß es ein „großes Spiel" und daß man sich bis Oktober 1964 noch zehnmal je 90 Minuten lang wiedersehen würde, verriet man uns nicht. Trotz bester Verbindungen, die wir zum Deutschen Fernsehfunk haben.

Aber unsere Reporter lagen überall dort auf der Lauer, wo „Das große Spiel" vorbereitet wurde. Sie „erschossen" heimlich Flori, als er sich mit Kennerblick für die junge Schauspielerin Dietlinde Greiff als Sprecherin entschied. Sie stöberten am Rennsteig den 61jährigen Thüringer Edmund Neuendorf auf, der im Ruhlaer Uhrenwerk als Fräser arbeitet und soeben dabei war, den Inselsberg zum 2208. Mal (je 28 Kilometer = reichlich anderthalbmal um die Erde) zu besteigen. Und sie fragten ihn: „Hat Herbert Roth neue Pläne?" Er zuckte mit den Achseln und antwortete: „Aber ich. Ich plane, den 165 Kilometer langen Rennsteig zum 13. Mal zu bewandern." Als sich unsere Reporter verabschiedeten, rief er: „Na denn, auf Wiedersehen am 21. September!" Als es unserem Kollegen Buschmann schließlich gelungen war, sich bis auf einige Meter an den Redakteur der Fernsehreihe „Das große Spiel" heranzupirschen, wehrte dieser aufgeregt ab: „Zurück! Nicht fotografieren!"

So muß die Frage: „Was hat Fernsehredakteur Busch mit medizinischem Gerät zu tun?" unbeantwortet bleiben.

Auf alle Fälle brachten unsere Reporter die Information mit in unsere Redaktion, daß „Das große Spiel" mithelfen soll, die Volkssportbewegung in unserer Republik weiter zu entwickeln sowie den olympischen Gedanken und das unmittelbare Interesse an Innsbruck und Tokio zu fördern. „zb" ist auf jeden Fall dabei, wenn sich am 21. September Heinz Florian Oertel, Dietlinde Greiff und viele andere Prominente aus Ruhla zum ersten Sportquiz „Das große Spiel" melden.

INTERVIEW MIT DEM Tode

Fortsetzung von Seite 13

nicht der Fall! Gehen Sie in die Militärbaracken, überzeugen Sie sich!"

Finlay zog aus seiner Rocktasche ein Tütchen mit einigen kleinen, schwarzen, ovalen Gebilden und überreichte sie Reed mit den Worten: „Das sind Moskito-Eier! Lassen Sie sie in der Sonne ausbrüten und experimentieren Sie!"

200 Dollar für einen Mückenstich

Dankend, doch auch ein wenig mißtrauisch und vor allem hilflos diesen Dingerchen gegenüber, empfing Walter Reed sie aus der Hand des „komischen Kauzes" Er verstand sich nicht auf Insekten, schon gar nicht auf ihre Aufzucht; er war gelernter Chirurg und hatte, als er nach Beendigung seines Studiums die militärärztliche Laufbahn bis zum Captain absolviert, auf eigenen Antrag am Johns Hopkins Hospital in Baltimore pathologisch und bakteriologisch gearbeitet. Mit Bakterien umzugehen, Reinkulturen anzulegen, fiel ihm nicht schwer, aber – Moskitos aus Eiern aufzuziehen?

„Hier, Kollege Lazear, nehmen Sie sie!" sagte er zu seinem Mitarbeiter. „Bringen Sie die Larven zum Schlüpfen und päppeln Sie sie hoch!"

Für den jungen Bakteriologen, der eine Zeitlang auch am weltberühmten Pasteur-Institut in Paris gewirkt und viel mit Malariaparasiten, gleichfalls einer Stechmückenart, der Anopheles, zu tun gehabt hatte, bedeutete dies kein Problem. Er setzte die Moskito-Eier der Wärme aus. – Im gesamten Team herrschte Freudenstimmung, als die mit wachsender Ungeduld erwarteten Biesterchen endlich auskrochen. Mit ausgepreßten Pflanzensäften, vermischt mit Zuckerwasser, ernährte Lazear die Larven und die Puppen, bis eines Tages die Mücken mit ihrer schönen silberweißen Streifung und Felderung auf dem langen schmalen Körper, den überlangen schwarzweißgestreiften Beinen und den wunderbar geäderten, durchscheinenden Flügeln das Licht der Sonne erblickten.

Dr. Lazear wußte, daß nur die Moskitoweibchen Blut saugen und daher nur sie dem Menschen gefährlich werden konnten, wenn Finlays Behauptung stimmte, daß die Stegomyias, besonders die Aëdes aegypti, die Seuche verbreiteten.

Solange seine frisch ins Leben getretenen Moskitoweibchen kein Gelbfieberblut zu trinken bekamen, blieben sie harmlose Geschöpfe. In Reagenzgläsern verwahrte Lazear sie gut; nur abends, denn nur dann pflegen diese Insekten zu saugen, setzte er sie sich selbst und seinen Mitarbeitern an, damit sie sich sättigen konnten.

Mehrere Tage hindurch fütterte er sie auf diese Weise, und zwar ohne daß ihm oder einem anderen Angehörigen des Teams etwas geschah, ein Beweis dafür, daß die Mücken unbedingt frei von jeglicher Infektion waren.

Schließlich kam der Tag heran, da man ihre Gefährlichkeit prüfen mußte.

„Wir werden suchen, bis wir den Erreger des Gelbfiebers aufgespürt haben!" befahl Walter Reed, dem als Kommissionsleiter diese Aufgabe von der amerikanischen Regierung gestellt worden war.

„Das ist leichter gesagt als getan", warf Jesse Lazear ein. „Wir wissen alle, daß Tiere immun gegen Gelbfieber sind; jedenfalls ist bisher noch kein solcher Krankheitsbefund bei Tieren festgestellt worden. Wir müssen daher an Menschen experimentieren!"

„Wem dürften wir wohl mit gutem Gewissen zumuten, daß er sich freiwillig opfert, selbst wenn bei klärendem Ausgang der Versuche der Menschheit ein großer Dienst erwiesen würde?" gab Dr. Agramonte zu bedenken.

Kommissionsleiter Reed erwiderte, er habe vom Gouverneur Wood die Erlaubnis erhalten, zweihundert Dollar Belohnung jedem zu zahlen, der sich zur Verfügung stellen würde.

„Allerdings müssen wir jeden Freiwilligen nachdrücklich über das Risiko aufklären, das er mit seinem Einverständnis eingeht", fügte er hinzu.

Gespenstische Fütterung

Zu seinem Bedauern konnte Walter Reed die Experimente nicht mit verfolgen, da er überraschend nach Washington zur Berichterstattung über den Stand der Forschungen gerufen wurde. So mußte sein Stellvertreter, Dr. James Carroll, die weitere Leitung der Arbeiten übernehmen. Auf ihm lastete nun die Hauptverantwortung für alles, was dem Team an dramatischen Ereignissen und vielleicht auch Mißgeschicken bevorstand!

„Gehen wir in die Baracken von Las Animas!" sagte er zu Jesse Lazear, nachdem der Oberstabsarzt das Schiff bestiegen hatte.

In den Händen die Glasröhrchen; in denen die auf ihre Mahlzeit wartenden Moskitoweibchen gefangen saßen, zogen die beiden Ärzte los. Sie hatten Reed noch vor seiner Abreise mitgeteilt, daß sie zuerst an sich selbst experimentieren wollten, bevor sie angeworbene Freiwillige dem Wagnis ausliefern würden. Schon um des guten Beispiels willen, und um sich nicht zeitlebens Vorwürfe machen zu müssen, falls fremde Versuchspersonen durch sie ihr Leben lassen müßten, während sie sich feige drückten.

Die Frage lautete lediglich, wer von beiden sich zuerst von den Blutsaugern stechen lassen sollte, sobald diese sich mit Gelbfieberblut vollgesogen hätten.

Jeder wollte der erste sein. Weder Jesse Lazear noch James Carroll dachten in den Augenblicken des gegenseitigen Übereiferns an die ahnungslose Ehefrau und die Kinder daheim. Lazear hatte zwei, Carroll sogar fünf. Schließlich kamen die beiden überein, daß der mit weniger Kindern den Anfang machen sollte.

Die Schwerstkranken in den Gelbfieberbaracken, die in Fieberdelirien Stöhnenden suchten die durch die stickigen Räume von Bett zu Bett wandernden, zu äußerstem Einsatz bereiten Forscher heraus. Behutsam lösten sie die Gazeverschlüsse von den Reagenzgläsern und stülpten diese rasch auf die entblößten Oberarme und Oberschenkel der Todgeweihten. Gierig bohrten die aus den Eiern gezüchteten Moskitoweibchen ihre dolchartigen Stechborsten in die Haut, um sich danach mit Hilfe des Rüssels am gelbfieberverseuchten Blute sattzutrinken. Aufs höchste erregt beobachteten Lazear und Carroll, wie die Mückenleiber sich vor Behagen wanden und vollpumpten.

Fortsetzung folgt

MESSEMODEN

Versierte Modefachleute und gewiefte Geschäftsmänner sind alljährlich kritische Richter auf dem Modeparkett der Leipziger Messe. Hier entscheidet sich, ob die Arbeit unserer Modesalons international mitzuhalten imstande ist, ob wir weltmarktfähig sind oder nicht. Die Konkurrenz ist groß, denn von Jahr zu Jahr beteiligen sich mehr führende europäische Modehäuser in Leipzig. Aber im Wettbewerb um die Gunst der Frau haben die Modefachleute unserer Republik durchaus ein Wort mitzureden. Unsere Modehäuser haben in Europa einen guten Ruf zu verteidigen, doch wird es ihnen auch in diesem Herbst um die Messekunden nicht bange gewesen sein.

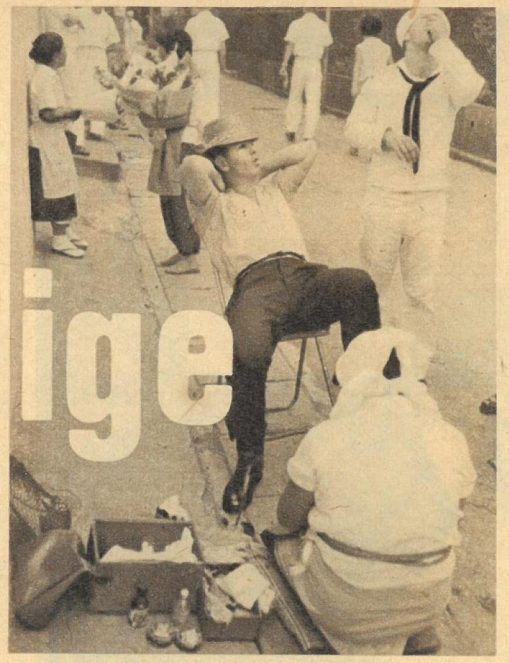
Foto oben: Modell „St. Moritz" kommt aus dem Hause Bormann. Ein modisches Ensemble, bestehend aus einem geraden Rock und einem halbweiten Cape. Ärmelschlitze und Saum wurden breit abgesteppt. Das Cape hat einen kleinen Kragen und wird durchgeknöpft geschlossen.

Foto rechts: Aus dem Atelier Kaiser kommt das Modell „International", ein festliches Komplet aus Dederontüll und Spitze. Plauen wartet erneut mit einem neuen Material auf: Colairspitze, eine hochelegante Ware, wie man sieht. Das Kleid ist schmal gehalten, mit kleinem Ausschnitt und Spitzengürtel.

Fotos: DMI, Hilmer, Rubitzsch

Fotos rechts außen: Das Deutsche Modeinstitut stellt unter der Werkbezeichnung „Modell Nummer 7" vor: einen schmalen Rock mit Betonung der vorderen Mitte (kurze Falte) und eine sportlich elegante Bluse aus bedrucktem Material. Blickpunkt ist die locker gebundene dekorative Schleife. Die Taille wird durch einen breiten Wildledergürtel betont. – „Modell Nummer 16": Kleines Abendkleid aus pikeeähnlichem Mischgewebe mit Laméeffekt. Der lange, schmale Jumper betont leicht die Figur und hat einen spitzen Rückenausschnitt.

Nippons zornige Erben



Wütend gräbt Yomo die Nägel in die Handballen, daß die Knöchel weiß hervorspringen. Auf der Stirn steht eine tiefe Falte, die sein Gesicht finster und trotzig erscheinen läßt. Seine Augen suchen die weißverhüllte Mugoshi, die drüben am Straßenrand kauert. Vor ihr, auf einem Klappstuhl, flegelt sich der Amerikaner. Der Krieg ist für Yomo für einen Augenblick zurückgekommen, mit diesem Soldaten in Zivil, wie man ihnen überall hier in Yokosuka begegnet. Und Mugoshi muß ihm den Straßenstaub wegwischen.

Mugoshis Seele ist noch von der Atombombe von Nagasaki, die wenige Stunden nach der Hiroshima-Bombe fiel, umdunkelt. Sie erzählte es einmal in einer Gewerkschaftsversammlung. Yomos Lippen bewegen sich, als spräche er lautlos ein Gebet. Yomo weiß, daß es mit ihr nicht mehr lange dauern, daß es bald keine Mugoshi mehr geben wird. Sie selbst weiß es auch. Ihr Blut stirbt, schon seit achtzehn Jahren. Strahlen töten die Blutkörperchen, unaufhörlich. Und diese Erniedrigung für ein paar Sen! Täglich hockt sie am Straßenrand einer kleinen Gasse von Yokosuka. Die vom Tode Gezeichnete nimmt kaum das Leben um sich herum wahr, nicht die vielen Kulis, die in belebten Stunden nacktfüßig ihre Lasten balancieren, nicht das Rufen und Gekreische der Händler, oder das schrille Klingeln der Radfahrer, die sich mit erstaunlicher Sicherheit ihren Weg bahnen. Dazwischen immer wieder Amerikaner in Marineuniform oder in Zivil. Einen von diesen hat Mugoshi vor sich, der sich für den Nachtklub oder für irgendein Bordell putzen läßt. Yomo muß weiter; seine Genossen warten. Es soll beraten werden, was man gegen die Bombe tun muß. Mugoshi ist nicht mehr zu helfen, aber anderen, 95 Millionen Japanern kann geholfen werden.
Jedes Jahr im August nahm Mugoshi an den Kundgebungen in Hiroshima teil. Gegen die Bombe, gegen die Versuche mit ihr. Nicht nur Hiroshima und Nagasaki waren schlimm. Schlimm waren die Versuche im Pazifik, und Schwärme verseuchter Fische gingen ebenfalls strahlenverseuchten Fischern in die Netze. Hier, in Hiroshima, hörte Mugoshi in jedem Jahr von einer neuen Zahl von Spätopfern, bis eines Tages Mugoshi selbst immer häufiger von ungewohnter Müdigkeit befallen wurde, die Schmerzen in der Milzgegend zunahmen und sich die ersten Schwindelanfälle und Blutungen einstellten. Leukämie! Der schwarze Pilz von Nagasaki holt nach Jahren ein weiteres Opfer. Nur noch wenige Wochen bleiben ihr.
Welch teuflische Begegnung! Als 1945 die Amerikaner die Insel betraten, sprachen sie nur vom Frieden. Doch das Verbrechen, das

Wenig japanisch:
die Hauptgeschäftsstraße in Tokio.

Als Diebe, die den Schülern die geistige Gesundheit stehlen, bezeichnete Japans Unterrichtsminister Araki die Lehrer, die ihre Schüler antimilitaristisch erziehen. Wie notwendig das aber ist, zeigt sich im Stützpunkt der 7. USA-Flotte in Yokosuka.

Fotos: Zentralbild/Japan Press/OPS / Text: W. Kluge

Yokosuka ist eine der vielen USA-Basen in Japan. Die kleine Stadt an der Südostküste der Insel Hondo wimmelt von Marinesoldaten, Prostituierten und Landstreichern, die gutgehende Geschäfte wittern.

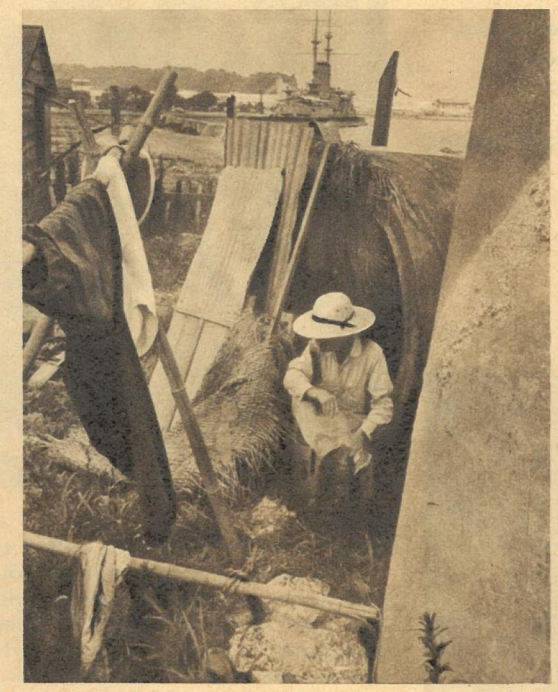
zb

BERICHT AUS JAPAN

Japans Bevölkerung betrachtet das Anlaufen der Häfen durch Atomunterseeboote nicht von „höherer Warte" und als „etwas ganz Natürliches". Die Polizei hat alle Hände voll zu tun, daß die machtvollen Aktionen nicht die Stützpunkte hinwegfegen.

ihnen mit Hiroshima und Nagasaki vorausgeeilt war, folgte ihnen schon wieder auf dem Fuße. Nach den Uniformierten kamen Ärzte und Reporter. Nicht um zu helfen kamen sie, sondern um Krankheitsbilder der vom Strahlentod Gezeichneten auszuwerten, sorgsam Tabellen anzulegen und Strahlenverletzte als Versuchskaninchen zu testen. Sie sollten die „einmalige Chance nützen, um die Auswirkungen radioaktiver Strahlen auf den menschlichen Organismus zu beobachten". Im Dienste der Wissenschaft – wie man sagte – waren Tausende verurteilt, einen grauenvollen Tod zu sterben. Mugoshi hat den unerträglich schmerzenden grellen Blitz erlebt, der ihr Zimmer mit blendend hellem Licht erfüllte. Sie sah die schwarze Säule in den Himmel ragen und den dichten grauen Staub mit den unsichtbaren Todesstrahlen zur Erde sinken. Viele Japaner, Millionen sahen es so wie Mugoshi. Hunderttausende litten so wie sie und starben so wie sie. Über 200 000 als Spätopfer. Aber Mugoshis Platz in der großen Bewegung gegen die amerikanischen Atomunterseeboote in japanischen Häfen, gegen die neuen F-105-Jagdbomber, die Atombombenträger sind, auf den Flugplätzen im Lande, wird nicht frei bleiben. Die Jugend ist erzogen, die Reihen der Kämpfer gegen die Atomstützpunkte der USA zu verstärken. Ende Juni erlebte Yokosuka, Mugoshis Wahlheimat und vermutlich letzter Aufenthaltsort, eine der mächtigsten Kundgebungen. Weil Yokosuka Hauptstützpunkt der Kernwaffen führenden 7. USA-Flotte ist, kamen hunderttausend. Am 1. September, dem Weltfriedenstag, abermals. Sie ließen sich nicht dadurch beirren, daß Regierungssprecher von Zeit zu Zeit gegen die Stationierung amerikanischer Kernwaffen Stellung nehmen. Sie wissen, daß die Regierung durch ihren Kampf gezwungen war, als eine der ersten den Moskauer Vertrag zu unterzeichnen, wollte sie nicht Gefahr laufen, morgen schon gestürzt zu werden. Mugoshis Schicksal fordert über diesen ersten Schritt hinaus, daß alle Stützpunkte in fremden Ländern liquidiert und alle Kernwaffen auf den Meeresgrund versenkt werden.

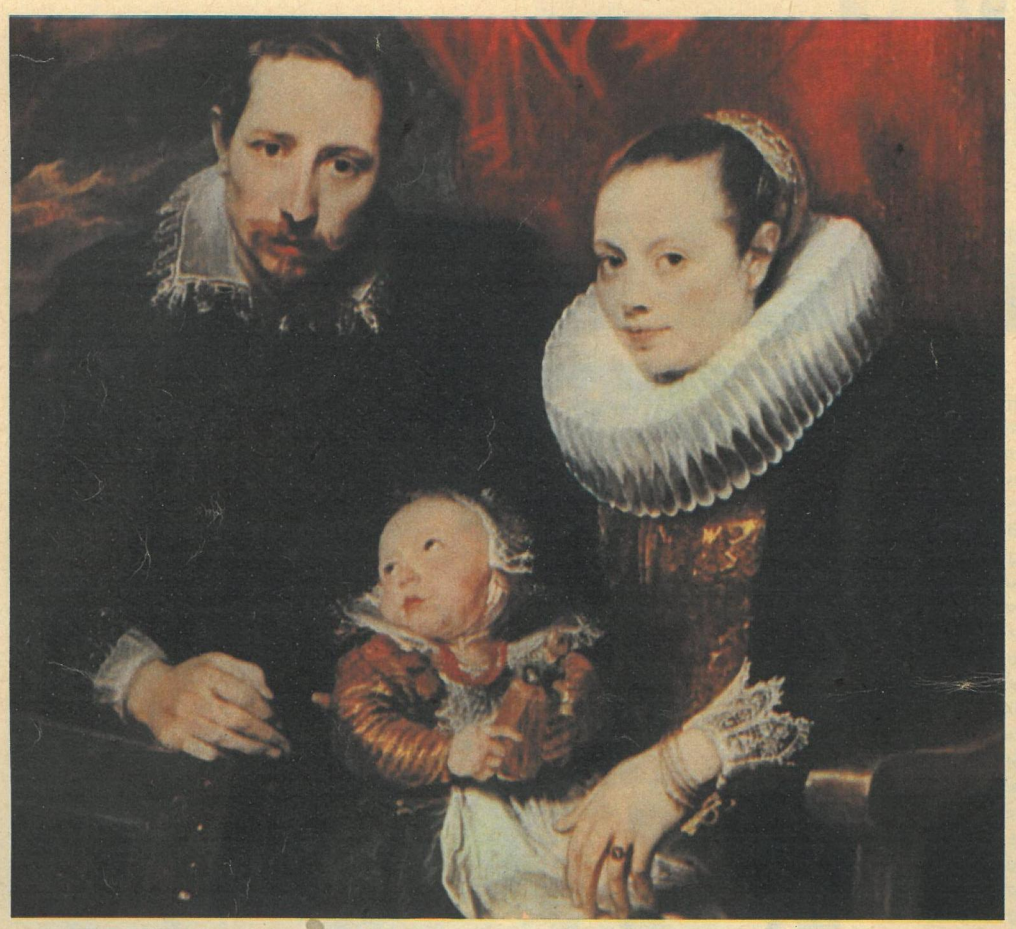
Japanische Geschäftsleute witterten Morgenluft. Wie Pilze schossen direkt an der Marinebasis Kabaretts und Bars aus dem Boden ...



... während nicht weit davon, unmittelbar am Meeresstrand Arbeitslose und Landstreicher in Erdhütten ihr kümmerliches Dasein fristen.

SAMMLUNG DER SUPERLATIVE

300 prachtvoll gestaltete Räume durchziehen einen riesigen Gebäudekomplex. 2 500 000 Arbeiten, zum Teil weltberühmte Exponate der Kunst und Denkmäler der Kultur, werden hier vom kunstliebenden Sowjetvolk bewahrt und gepflegt: in der Leningrader Eremitage, einer der ersten Sammlungen der Welt. Der Grundstein wurde 1764 gelegt, als Zarin Katharina II., getrieben von der Lust, sich mit Kunstvollem zu umgeben, 200 Bilder kaufte. In den Jahren 1754 bis 1762 war unter Leitung des italienischen Architekten Rastrelli der Winterpalast erbaut worden. Katharina II. jedoch ließ noch ein Nebengebäude errichten, um abgeschieden vom



**„Das Familienbildnis"
ist eines der ausdrucksstarken Porträts
Anthonis van Dycks.**

**Ein Juwel der Eremitage:
die „Madonne
Conestabile" des
italienischen
Meisters
Raffaelo Santi,
genannt Raffael.**

**Ein umfangreiches Studium erlauben
14 wertvolle Schöpfungen
von Peter Paul Rubens,
der auch die
„Landschaft mit dem Regenbogen" schuf.**

Bildbericht Hans-Joachim Kuka

**Die Eremitage besitzt
der Welt größte Rembrandt-Sammlung.
Eines der großen Werke des Niederländers
ist „Danae" (Ausschnitt).**

Hof in ihrer Bildergalerie weilen zu können. Sie nannte dieses angrenzende Gebäude die Kleine Eremitage. In den Jahrzehnten danach wurden die Alte Eremitage und das Eremitage-Theater angebaut; erst im 19. Jahrhundert kam das Gebäude der Neuen Eremitage hinzu. In diesen prächtigen Bauten besuchen jährlich über 1,5 Millionen Touristen aus dem In- und Ausland die verschiedenen Kunst- und Kulturabteilungen der Staatlichen Eremitage. Wer nach Leningrad reist, sollte sich diese kostbare Sammlung der Weltkultur nicht entgehen lassen. Hier einige Anregungen für Ihren Besuch.